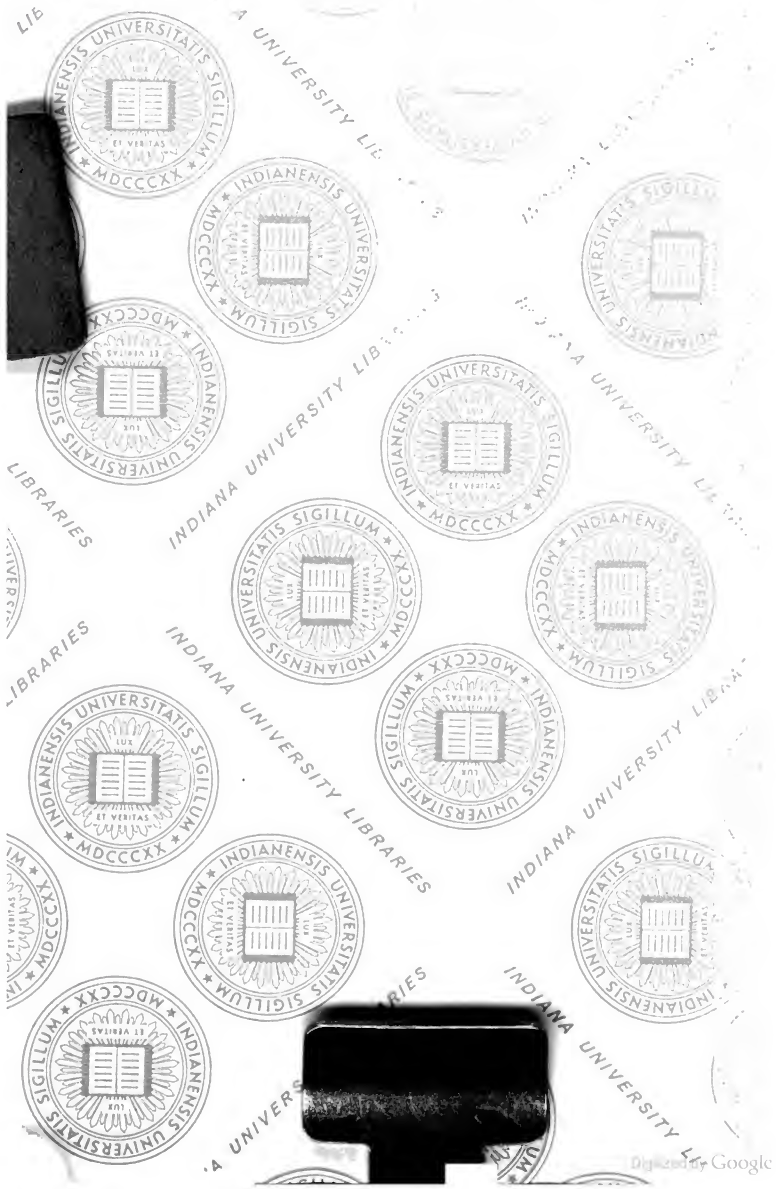
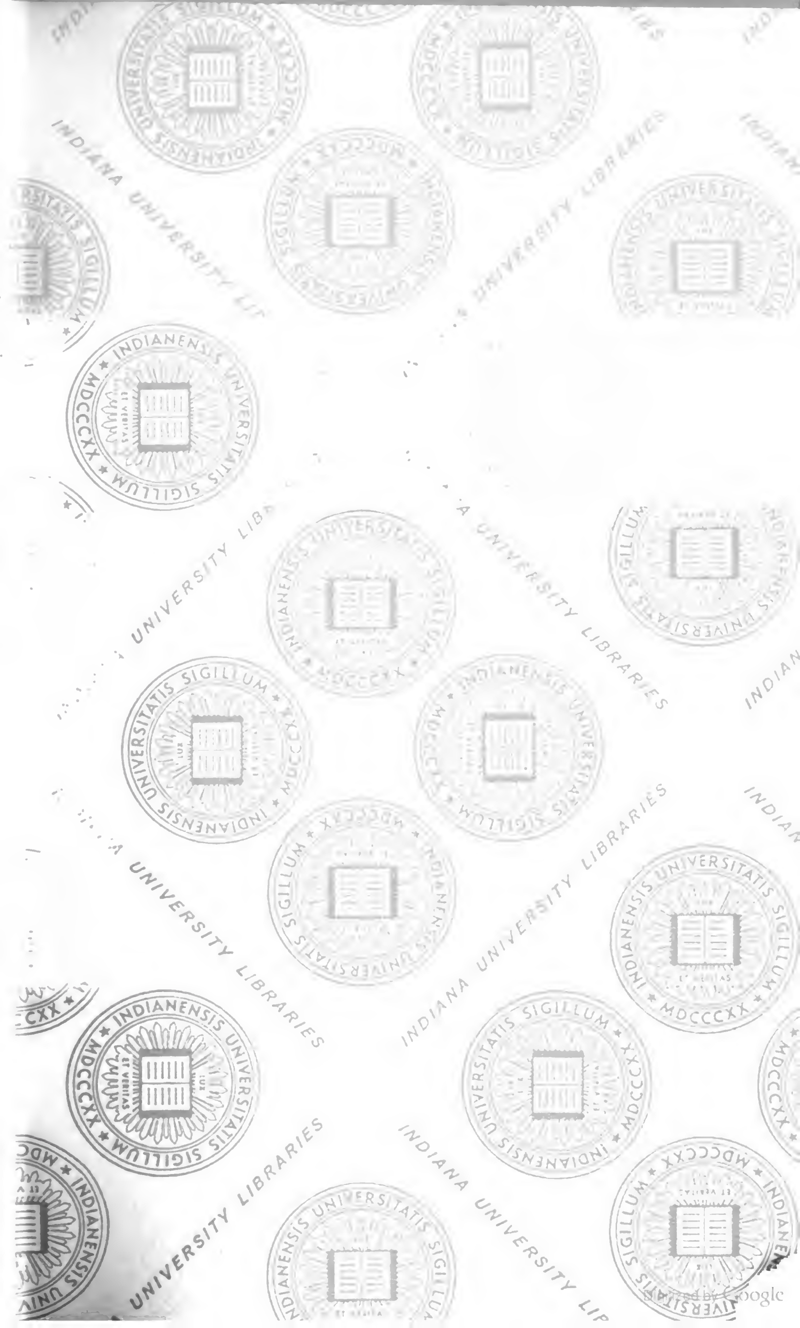

INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX ET VERITAS
MDCCCXX


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX

Märchen und Sagen

der

Transsilvanischen Zigeuner.

Gesammelt

und

aus unedirten Originaltexten übersetzt

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Berlin 1886.
Nicolaische Verlags-Buchhandlung
R. Stricker.

Herrn Professor Dr. Felix Liebrecht

hochachtungsvoll gewidmet.

Vorwort.

Die älteste und primitivste Literaturerscheinung eines Volkes sind seine Sagen und Märchen, in denen sich seine Denkart, seine einstigen und jetzigen Zustände, Anschauungen und Gebräuche, sein ureigentümlichster Geist am unverfälschtesten offenbart. Wie Vieles aber, was dem Volke selbst in seinen Sagen und Märchen voll von Bedeutung und Sinn ist, bleibt Demjenigen, der die geheimen, feinen Beziehungen nicht kennt, an deren unsichtbaren Fäden eben Sinn und Bedeutung hängen, dunkel und unerklärlich, und scheint ihm oft unbedeutend, ja selbst sinnlos, eben weil er diesen Zusammenhang mit dem innern Leben des Volkes nicht kennt, das sich darin abspiegelt. Und oft ist es gerade eine solche scheinbar unverständliche Sage oder ein Märchen, deren Sinn uns nicht klar ist, die ein Mittelglied, eine Ergänzung bereits erforschter Sagen und Märchen anderer Völker bildet, und indem man Dieses oder Jenes wieder zusammenfügt, entsteht aus zerbrochenen Pfeilern und umhergestreuten Steinen wieder ein großer Bau. Beispiele hierfür können wir in hinlänglicher Zahl anführen. Die Veden und der Avesta, die Weltentstehungs- und Schöpfungslehren der Römer und Griechen, wie diejenigen von Ägypten, Babylon und Judäa werden oft plötzlich in höchst schlagender Weise durch eine eddische Stelle oder durch eine noch landläufige Sage oder ein Märchen irgend eines andern Volkes erhellt. Namentlich ist dies der Fall auf dem Gebiete der Sage, deren Verständniß eben durch ihren weltlich-religiösen oder religiös-weltlichen Ursprung gar oft er-

schwert wird. Denn fassen wir das Wesen der Volkssage ins Auge, so müssen wir sagen, sie habe einen zwiefachen Ursprung: einen religiösen, der ins weltliche, und einen weltlichen, der ins religiöse Bereich hinüber spielt. Sie schöpft ihren Inhalt entweder unmittelbar aus der religiösen Mythe selbst, die sich in der Volksphantasie mit der Erinnerung an eine geschichtliche Thatsache oder ein merkwürdiges Naturereigniß verbindet, oder sie schöpft ihn unmittelbar aus einem derartigen, fühlbar in das Leben eines Volkes eingreifenden und auf seinem heimatlichen Boden sich abspinnenden, geschichtlichen oder natürlichen Vorgange der im Volksgedächtniß auf eine entsprechende mythische Glaubensidee stößt und mit dieser zu einem phantastischen Ganzen verschmolzen, zur Sage oder zum sagenhaften Liede oder Märchen wird. In ihrer Wurzel Geheimniß und von mythischem Glaubensstoff durchdrungen, nimmt die Sage und das sagenhafte Lied und Märchen so im Gemüt und Munde des Volkes feste, unwandelbare Gestalt an, und deshalb sehen wir in ihnen gewisse feststehende Züge, Übereinstimmungen ihres inneren und äußeren Gepräges mit geringfügigen Abänderungen wiederkehren, wie weit dieselben auch örtlich oder zeitlich innerhalb der Grenze eines Volksstammes auseinander liegen mögen. Die Sagen, sagenhaften Märchen und Lieder sind kein so flüssiges Element, daß sie an einem Orte entstünden, um gelegentlich für immer von dort zu verschwinden. Sie ziehen allerdings von Land zu Land und breiten sich überall hin aus, wo sie in Glauben, Ansicht und Sitten der Völker Anknüpfungspunkte finden; aber in ihrem Wesen liegt es zugleich am Orte ihres Ursprungs haften zu bleiben, mögen auch die Bewohner, welche darüber hinziehen und sich auf längere oder kürzere Zeit dort festsetzen, hundertmal wechseln. Dies ist die Unvertilgbarkeit, die Ewigkeit der Sage, darin beruht zugleich ihre geheimnißvolle Natur und ihre Unerforschlichkeit. Allerdings entstehen auch Sagen, und wohl die meisten, in späterer, nachmythischer Zeit durch Ereignisse meist schreckhafter oder geheimnißvoller Art, aber ein gewisser mythischer Zug, ein Reis vom alten Stamme wird gewöhnlich auch auf sie gepfropft. Vom Märchen, als allernächsten

Verwandten der Sage, gilt beinahe dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß es seltener an historische, religiöse Ereignisse und Vorkommnisse anknüpfend, mehr zur leichten Befriedigung des Unterhaltungstriebes als zum ernsten Nachsinnen dient und daher, trotz seiner häufigen Beziehungen, für den Forscher und Leser leichter verständlich ist.

An ein tieferes Eingehen in alle diese, in ihrer Art höchst merkwürdigen Kundgebungen eines durchaus selbständigen dichterischen Volksgenius hat es nicht gemangelt. Frühzeitig wurden sie zum Gegenstande interessanter Forschungen gemacht, aber es bedurfte erst des klärenden Geistes, eines Grimm, um uns das rechte Verständniß dafür zu öffnen. Ganz ablehnend von aller politischen Neigung und Abneigung haben sie alle Culturvölker von ethischer und ästhetischer Seite zu würdigen verstanden und täglich mehren sich die Sammlungen diesbezüglicher Erzeugnisse des Volksgenius. Trotz alledem ist lange noch nicht Alles gesammelt und durchforscht worden. Dies ist der Fall mit einem besondern, und diesbezüglich wahrlich nicht minder bedeutenden Volke. Es hat dies seinen Grund zum Teil in dem erst späteren Auffinden seiner Poesie überhaupt, zum Teil wohl auch in der minder leichten Zugänglichkeit des genügenden Verständnisses seiner Sprache. Ist es schon nicht ganz leicht, auch nur das äußere Walten eines so wenig gekannten Volkes, wie jenes der Zigeuner auch noch heute ist, und die poetischen Gestaltungen desselben ohne vorangegangene Studien zu begreifen, so ist es vollends kaum möglich sein inneres Leben und dessen Offenbarungen ohne genaueste Kenntniß des Volkes selbst, ohne völliges Hineinleben in seine einzelnsten und besondersten Lebenskreise und Anschauungsweisen in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen. Um wie viel mehr muß es von den poetischen Ausstrahlungen des innern Lebens eines Volksstammes gelten, der uns trotz seiner Nähe immer noch so fernab liegt, wie der Zigeuner, und namentlich von seiner Poesie, von den dichterischen Reflexen nicht nur seiner Anschauungsweise von religiösen Dingen, sondern auch seiner gesammten Ethik und praktischen Lebensweisheit. —

Freilich alles Wunderbare, Unmögliche oder Scheußliche wird den Zigeunern in die Schuhe geschoben, weil die Unkenntniß von den Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten und Verhältnissen dieses Volkes so groß ist, daß man hierin ungestraft sündigen zu dürfen glaubt, — dann ist auch nicht zu vergessen, daß grade die Zigeuner so viele Zuchthäusler, leichtsinnige und verlotterte Menschen aufzuweisen haben. Die Pfeife mit übelriechendem Tabak gefüllt, in sonderbaren langen Kitteln, mit allerhand höchst fatalen Angewohnheiten behaftet, nicht ohne Gottesfurcht, gewißlich aber voll großer Menschenfurcht, die Rücken servil gekrümmt, auferzogen in devoten Manieren — machen die leibliche Gegenwart der Zigeuner höchst unerwünscht. Dazu kommt noch, daß es unter ihnen gar viele internationale Gesellen und socialdemokratisch-angehauchte vaterlandslose Existenzen giebt, die jedem Amalgamirungsprozeß Trotz bieten und die von dem Kosmopolitismus das Schlimme, aber weniger das Gute, sich angeeignet haben. Kaum decken die Lumpen noch die Blöße seines Leibes, seine demütige Bitte um Arbeit und Brod an der Schwelle des reichen Hofbesitzers verrät, daß er schon einen tiefen Zug aus dem Kelch des Elends gethan und den Nacken beugen gelernt hat, — und sehen wir uns dann solchen Burschen näher an, so können wir uns verwundert fragen: welches Interesse Jemand an solch' einem Gesellen nehmen kann? Ich habe nur die folgende Antwort auf diese Frage, die gleichzeitig Einleitung zu dieser Sammlung sein soll:

Von höchstem Interesse sind für den Kulturhistoriker die im Märchen und in der Sage fortlebenden Ansichten und Gebräuche eines Volkes, besonders wenn sie als Wegweiser zu ihren älteren Vorgängern dienen und uns helfen in das Leben und Denken, Fühlen und Streben längst entschwundener Geschlechter einzudringen, uns das Verständniß derselben zu erschließen. Sind sie doch ebenso sichere und achtbare Urkunden für die Geschichte des Menschengeistes, ja für die ganze Menschengeschichte, wie die geschriebenen, häufig genug allzu subjektiven Chroniken, und kein Gebildeter wird sie heutzutage höhnisch bei Seite schieben oder mißfällig die Achseln zucken, weil sie ihm vielleicht im ersten

Augenblicke absurd erscheinen; es wird sich vielmehr Jeder, der für die Kultur eines Volkes Interesse hat, bemühen, mit ihrer Hilfe den innersten Kern zu erfassen, die erste Ursache derselben zu ergründen und auszuforschen, und es wird sich ihm sicher als Entgelt für seine Mühe ein Körnlein goldener Weisheit darin offenbaren. Freilich, für litterarische Krautjunker, „für an Geist und Herz übertünchte Litteraten," die faux bonhommes des Geistes, ist die Volkspoesie überhaupt kein „Jungbrunnen," sie hat für sie nicht das, „was" wie Goethe von der Volkspoesie sagt, „der Anblick und die Erinnerung der Jugend für das Alter hat"; nein, in ihren Augen ist sie nur eine „Viehmagd" und die Volkslieder, Märchen und Sagen nur Düngerpoesien; sie sind nicht die „unerschöpfliche Verjüngungsquelle für die alternde Sprache," wie sie Paul Heyse, der klassische Interpret italischer Dichtung, so zutreffend nennt. Trotzdem liegt unleugbar in unserer an Herz und Geist müden Zeit ein Zug, der sehnsuchtsvoll nach dem ewigfrischen Quell der Volkstümlichkeit zurückgreift, um den einfachen Naturlaut wahrer Volkspoesie zu erfassen. Ich kann nicht umhin Dr. F. S. Krauß' jugendfrohe Worte in seiner trefflichen Einleitung zu seinen: Märchen und Sagen der Südslaven anzuführen. Er schreibt: „Der früher verachtete, oder richtiger, gar nicht beachtete Stein, den die Bauleute bei Seite ließen, wird nun zum Schlußstein, sonst stürzte das ganze Gewölbe ein. Selbst den starrsten Verfechtern altersgrauer Ansichten über Litteratur geht allmälig ein neues Lichtlein auf und wenn sie die Volkslitteratur, dieses Aschenbrödel, noch immer nur mit scheelen Blicken von oben herab begönnern, so beschleicht sie doch ein leises Bangen, als nahe der Augenblick, wo die ungezwungene Anmut der schlichten, schönbusigen, kerngesunden Landmaid, das aufgedonnerte, engbrüstige, angekränkelte Stadtfräulein, trotz allen seinen Kniffen und Pfiffen, ausstechen und den Liebhaber sich zu eigen machen wird. Der Liebhaber sind wir selbst, und es liegt nur an uns, das Schäferstündchen herbeizuwünschen, und schon ist es da. Liebesschwur überhöret der Vater der Götter und Menschen, und auch die entrüstete öffentliche Meinung wird über unseren

Treubruch um so eher ein Äuglein zudrücken, wenn es uns gelingt, die Vorzüge unserer neuen Liebe der alten gegenüber so recht zur Geltung zu bringen. Dazu sind wir ja schon Anstands halber verpflichtet, um die Ehre unserer Minne zu retten." —

Wir könnten uns gar leicht jedes einfachen Naturgefühls in der Poesie entwöhnen, wenn wir eben keine Gelegenheit hätten, es in der Volksdichtung solcher Nationen wieder zu finden, denen Papier und Tinte entbehrliche, bisweilen gänzlich unbekannte Artikel geblieben und die noch nicht in den Rahmen unserer komplicirten Kultur eingetreten sind.

Von diesem Standpunkte aus darf uns die Volksdichtung der Zigeuner, deren Existenz man bislang hin und wieder leugnete — eben weil die Poesie dieses Volkes ein Dornröschen ist, um das sich Niemand bekümmert hat — nicht gleichgiltig sein. Die Lieder der transsilvanischen Zeltzigeuner — von denen ich hier ausschließlich rede — sind allerdings nicht „neu"; es sind dieselben Herzenslaute, die sich bei jedem Volke, wenn auch in anderer Gestalt, wiederfinden; ist ja doch der Laut der Leidenschaft, des Herdes jeder dichterischen Flamme, von Jahrtausend zu Jahrtausend immer der gleiche geblieben: „suchte sie mühsam das Neue, bloß weil es neu ist, dann wäre es keine Leidenschaft." An dieser Stelle will ich auch nicht näher auf die Lieder der Zigeuner eingehen; ich will hier nur die Märchen und Sagen derselben vorführen. —

Von allen Jugenderinnerungen, die unsere Seele durchfluten, bleibt wohl keine im Kampfe ums Dasein so ungetrübt, so glänzend frisch und ewig neu, selbst bis in das höchste Alter hinauf, in uns haften, als jene Stunde, jene goldene Zeit, wo die Mutter oder ein anderer Mund uns Märchen erzählte, wo der erste Schimmer echter Poesie an uns herantrat und uns eine neue Welt von nie geahnter Schönheit, Pracht und Herrlichkeit eröffnete. Die Urpoesie aller Völker, wie sie im Märchen, in der Sage sich zeigt, ist überall eine verwandte: Wald, Feld, Wasser, Felsen und Bäume, die ganze Natur hat Leben und sind die Höhlen und Aufenthaltsorte der bösen und guten Wesen, den Menschen zu Nutz

und Frommen oder zum Schaden als Rächer böser Thaten geschaffen. Von diesem Standpunkte aus habe ich in dieser Sammlung auch einige solcher Märchen aufgenommen, die sich in der Volkslitteratur anderer Völker wiederfinden, — zum Beweis dafür, daß es eben Gedanken giebt, die nicht einem Volke allein, sondern der ganzen Menschheit gehören; und wie gewisse Grund- und Urmomente, Weltideen und Eigentum der Gesammtmenschheit sind, so sind auch manche poetische Ergüsse oft Eigentum der ganzen Menschheit oder wenigstens eines großen Teiles derselben. Spezielle Ähnlichkeiten in der Gedankenwelt der Menschheit, die eben der vergleichenden Litteratur viel zu denken geben, können uns daher nicht auffallen, weil sie eben nur Ausflüsse innerster Wesensverwandtschaft sind, welche sich sogar in der Unähnlichkeit offenbart, geradeso, wie chemisch wahlverwandte Stoffe einander entgegengesetzt zu sein scheinen können, wenn sie in anderen Verbindungen auftreten. Besonders auf dem Gebiete der Sage finden wir häufig genug diese innerste Wesensverwandtschaft in der Gedankenwelt der Völker vor. Doch auch auf dem Gebiete der Sage muß Kritik geübt werden, weil — wie schon Kuhn, der große Meister auf dem Gebiete der Sagenforschung, 1843 in der Vorrede zu seiner märkischen Sagensammlung bemerkt — die Glaubwürdigkeit der Zeugen bald größer, bald geringer sei. Aber die Kritik darf nicht zu weit gehen und nicht Alles verwerfen, weil es vielleicht nie objektive Wirklichkeit hatte, und weil das heutige Zeugniß einen Zustand schildert, der sein Leben vor etwa tausend Jahren gehabt hat. Möge auch das Einzelne Verwandlungen erlitten haben: die subjektive Wirklichkeit, auf die es hier allein ankommt, ist in den Grundzügen der mythischen Vorstellungen sicher erhalten, und behauptet um so mehr ihr Recht, als sie sich die ganze Zeit hindurch neben dem Christentum mannigfache Lebendigkeit zu erhalten gewußt hat. Jedes Märchen und jede Sage irgend eines Volkes kann uns mehr oder weniger in der Überzeugung bekräftigen, daß ein natürlicher Ursprung sich bei den meisten Mythen nachweisen läßt; selbst wenn darin philosophische und theologische Ansichten, gleichsam als Verfeinerung auf den knorrigen Stamm ge-

pfropft worden sind. Wie es sich auch immer um die Richtigkeit dieser Auffassung verhält, so viel ist gewiß, daß die religiöse Entwickelung eines Volkes nicht schon mit erleuchteter Einsicht begonnen haben kann, oder mit dem Bedürfniß, die Naturkräfte zu personificiren. Beides setzt eine Fähigkeit zu abstrahieren voraus, was sich eben im Geistesleben niedrig stehender Volksstämme nicht vorfindet, da eben die Abstraktionsfähigkeit, die man den Urmenschen so gern in die Schuhe schieben möchte, nur durch eine lange, vielhundertjährige Vorarbeit erworben wird. Wir sehen aus diesen Andeutungen, wieviel noch für ein so durchackertes Feld, wie die Mythenkunde, gethan werden muß, wenn wir von einer „vergleichenden Mythologie" als integrirenden Teil der Kulturgeschichte der Menschheit reden wollen! Dies bewog mich auch, diese Sammlung von Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner herauszugeben. —

Die Elfen und Nixen im Waldesgrund und im Wasserfall, die Zauberstimmen in der Luft, im Wind und im Regen, die Dryaden und Gnomen, alle die holden und scheußlichen Geschöpfe und Gebilde der Phantasie, mit denen der Dichter die Öde erfüllt und belebt, sind für den transsilvanischen Zeltzigeuner auch vorhanden. Die Freude an der Natur und ihren Geschöpfen ist den ewig wandernden Zeltzigeunern nicht fremd, dieses Ineinanderleben und Sicheinsfühlen mit denselben, das Verleihen von menschlichen Empfindungen, das Reich des Märchens und der Sage, gar wohl bekannt und einfach und schmucklos erzählt sie sich dies heimatlose Volk, keine Blumen hinzu, kein Windessäuseln in dürren Blättern als Begleitung, kein bleicher Mondschein als Schmuck, und doch wohl ebenso wertvoll und schön, wie manches unserer langatmigen Tantenmärchen. Sehen wir nun einen dieser braunen Gesellen oder eine schwarzäugige Maid träumerisch vor dem Zelte auf der Haide sitzen, das Auge bald in das Fernste geheftet, bald auf das Kleinste und Nächste, alles mit gleicher Liebe umspannend, sich in das Einzelne sinnvoll versenkend, und dann wieder ins schrankenlos Große im Gedankenfluge streifend, da glauben wir ihre Gedanken

zu erraten und in Auerbach's „Barfüßele“ einen Wiederhall solcher Stimmungen zu vernehmen: „Über alles menschliche Getriebe hinweg wurde Amrei oft ins Reich der Träume getragen. Frei schwang sich ihre Seele hinauf und wiegte sich in ungemessenen Bezirken. Wie die Lerchen in der Luft singen und jubeln und Nichts davon wissen: wo ist die Grenze des Ackers von Diesem oder Jenem? ja wie sie sich hinwegschwingen über die Grenzpfähle ganzer Länder, so wußte die Seele des Kindes Nichts mehr von den Schranken, die das beengte Leben der Wirklichkeit setzt. Das Gewohnte wird zum Wunder, das Wunder wird zum Alltäglichen. Horch, wie der Kuckuck ruft! Das ist der lebendige Chor des Waldes, der sich selbst ruft und antwortet; und jetzt sitzt der Vogel über dir im Holzbirnenbaum, darfst aber nicht aufschauen, so fliegt er fort! Wie er so laut ruft, so unermüdlich! wie weit das tönt, wie weit man das hört! Der kleine Vogel hat eine stärkere Stimme als der Mensch. Setz' dich auf den Baum, ahme ihm nach. Still, vielleicht ist es doch ein verzauberter Prinz und plötzlich fängt er an zu reden. Ja, gieb Du mir nur Rätsel auf, ich finde schon die Auflösung und dann erlöse ich Dich, und wir ziehen in dein goldenes Schloß und nehmen die schwarze Maran und den Dami mit und der Dami heiratet die Prinzessin, Deine Schwester.“ Hier haben wir die Hingebung an die Natur und das enge Vertrautsein der Zeltzigeuner am Schönsten geschildert. Der unentwickelte Menschengeist primitiver Völker fühlt sich dem Baum, dem Strauch, dem Wald und dem Tier nahe und verwandt, er gedeiht still wie sie. Besonders hingezogen fühlt er sich zu den Tieren, die ihm mit ihrem individuellen Leben näher stehen; er trägt seine eigenen Empfindungen auf sie über und dichtet ihnen wie den stummen Umgebungen die Menschennatur an. An dem Pflanzen- und Tierleben, an dem Eingehen in dasselbe und an dessen harmloser Betrachtung als eines ihm ähnlichen, erwacht nach und nach das Menschenleben in seiner Besonderheit. Der primitive Mensch, besonders in jugendlichem Alter, gehört ganz dem an, was sich gerade vor sein Auge rückt;

er bleibt überall stehen, verliert sich ganz in das Begegnende und seine Interessen und nimmt es ganz auf. Von keinem fremden hofmeisternden Bewußtsein belauscht, berichtigt oder in einen entsprechenden Schwinkel gestellt, nimmt er die Dinge mit ihren oft verwirrenden, dabei aber auch charakteristischen Eigentümlichkeiten in sich, von der Niemand, er selber kaum, etwas weiß. Staunend mag er dann später diese Gestaltungen in sich auftauchen sehen und freiwillig erwecken. Im Hintergrund der Seele aber bleibt das innige Verständniß der belebten und leblosen Natur, die Vertrautheit mit ihren Wandlungen und die Liebe zu ihr, der Mutter Aller." Und die Zeltzigeuner, die von dieser Allmutter genährt und fortwährend mit ihr in enger Verbindung stehen, sollten nicht auch unter ihrem direkten Einflusse stehen und keinen Schatz von Märchen und Sagen, der Kinder echter Wald- und Feldpoesie aufzuweisen haben? Mir kam dieser Gedanke noch vor Jahren, als ich mich mit dem Studium der Zigeuner zu befassen begann, als unhaltbar, nahezu lächerlich vor. Schrieb mir doch unser hochverehrter Altmeister Prof. Dr. A. F. Pott, vom 11. März 1881 unter Anderm folgendes: „Nun verdienen aber die Zigeuner auch noch von anderer Seite, wovon ja die von Ihnen zugänglich gemachten „Haideblüten" ein unerwartetes Zeugniß ablegen, eine nicht gering anzuschlagende Aufmerksamkeit. Poesie! wer hätte die wohl, zumal eine sogar mitunter sehr zartfühlende bei den Zigeunern, diesen anscheinend so durchaus rohen Gesellen, geahnt? Und nun doch! Weniger wunderbar — allerdings — für den, welcher sich erinnert, wie der große Herder zuerst mit seiner nicht trügenden Wünschelrute in den „Stimmen der Völker", wahre, ächte und ungekünstelte Poesie als „Volksdichtung" entdeckte und zum Staunen seiner Zeitgenossen als höchst beachtenswerten Schatz vorwies. — Der Mensch, auch der ungebildete, bleibt — Mensch, zumal weil er nicht verbildet." —

Von besonderer Wichtigkeit ist die Beantwortung der Frage: wo, wann und von wem ich die Sagen und Märchen der transsilvanischen Zigeuner, welche ich hier zum erstenmal veröffentliche,

erhalten habe. Seit Jahren beschäftige ich mich mit dem Studium der Sprache und der Volkslitteratur der Zigeuner, insbesondere der transsilvanischen Zeltzigeuner. Im Sommer des Jahres 1883 beschloß ich aus direkter, unverfälschter Quelle zu schöpfen und meine Daten nicht unter den ansässigen Zigeunern, sondern bei irgend einer Wandertruppe der transsilvanischen Zeltzigeuner zu sammeln. Mehrere Monate hindurch lebte und wanderte ich mit einer Zeltzigeunertruppe durch ganz Siebenbürgen und die südöstlichen Teile Ungarns. Während dieser Zeit sammelte ich neben vielen anderen, höchst interessanten Daten auch diese Märchen und Sagen, welche ich hier veröffentliche, wobei mir als oberster Grundsatz galt, daß jedes Stück, welches ich in diese Sammlung aufgenommen habe, ohne weitere Rücksicht auf den Wert der einen Quelle, wenigstens durch eine zweite Quelle als Eigentum des Volkes anerkannt sei, d. h. jedes der aufgenommenen Stücke habe ich von zwei, örtlich und zeitlich getrennten Personen gehört und im Original wörtlich aufgezeichnet. Von den zwei Varianten habe ich stets die schönere und interessantere in diese Sammlung aufgenommen. Die zigeunerischen Originaltexte habe ich diesmal weglassen müssen, um den buchhändlerischen Erfolg des Werkes zu sichern. Leider konnte ich während meines verhältnißmäßig kurzen Aufenthaltes bei der Truppe gar wenig sammeln und um ein zweitesmal mich „unter den Zigeunern herumtreiben" zu können, dazu fehlte mir der Mut und das Geld. Auf eine materielle Unterstützung irgend einer gelehrten Gesellschaft habe ich bislang vergeblich gehofft, und somit bleibt mancher Schatz ungehoben, der mit der Zeit, wenn die transsilvanischen Zeltzigeuner, die urwüchsigsten aller Zigeuner, das Loos ihrer spanischen Stammesbrüder demnächst ereilt, gänzlich und spurlos verloren geht. Ich erwähne nur noch nebenbei, daß mir die schönsten Märchen eine uralte Zigeunerin unserer Truppe erzählte.

Was nun meine Übertragung ins Deutsche anbelangt, so war ich von Anfang an bestrebt, das Original wörtlich zu geben in treuer, unverfälschter Gestalt, ohne es irgendwie zu „verschönern"

oder zuzustutzen. Daher die häufige Schwerfälligkeit im Stile und das Unzutreffende des Ausdrucks. —

Möge mein Werk eine gütige Beachtung finden im Kreise meiner Fachgenossen!

Mühlbach (Siebenbürgen), im August 1884.

Dr. **Heinrich von Wlislocki.**

Inhalt.



1. Die Erschaffung der Welt.*)

Als die Welt noch nicht war, war nur ein großes Wasser; da dachte unser Gott, daß er eine Welt erschaffe. Er wußte nicht, wie und was für eine Welt er machen solle. Und er war erzürnt, weil er keinen Bruder und keinen Freund hatte. Er warf zornig seinen Stock in das große Wasser. Da sah er, daß sein Stock ein großer Baum geworden war und unter dem Baum saß der Teufel, der lächelnd sprach: „Guten Tag, mein guter Bruder! Du hast keinen Bruder und keinen Freund; ich will dir ein Bruder und Freund sein!" Gott freute sich und sagte: „Nicht sei mein Bruder, sondern nur mein Freund! ich darf keinen Bruder haben!" Neun Tage lang waren sie zusammen und fuhren auf dem großen Wasser herum und Gott sah, daß der Teufel ihn nicht liebte. Einmal sagte der Teufel: „Mein guter Bruder! wir zwei leben schlecht, wenn nicht noch mehrere sind, ich möchte noch andere erschaffen!" — „Erschaffe denn auch andere!" sagte Gott. — „Aber ich kann nicht!" erwiderte der Teufel, „ich wollte schon eine große Welt erschaffen, aber ich kann nicht, lieber Bruder!" — „Gut!" sprach Gott, „ich will eine Welt erschaffen! tauch' in das große Wasser hinunter und hole Sand; aus dem Sand will ich eine Erde machen." Da sprach der Teufel: „Wie willst du aus dem Sande eine Erde machen? ich verstehe es nicht!" Und Gott erwiderte: „Ich spreche meinen Namen aus und Erde wird aus dem Sande! Geh' und bringe Sand!"

*) S. meine Abhandlung „Eine Schöpfungssage der transsilvanischen Zigeuner" (in Brehmers Revue f. geist. Leben aller Völker. — „Von Pol zu Pol" I. Jahrg. 1. Heft).

Der Teufel tauchte unter und dachte, daß er sich eine Welt erschaffen werde und als er Sand hatte, da nannte er seinen Namen. Aber der Sand brannte ihn und er warf ihn weg. Als er ohne Sand zu Gott kam, sagte er: „Ich finde keinen Sand!“ Gott sprach: „Geh' nur und hole Sand!“ Neun Tage lang holte der Teufel Sand und sagte dabei immer seinen Namen, aber der Sand brannte ihn und er warf ihn weg. So heiß wurde der Sand, daß er den Teufel immer verbrannte und er am neunten Tage ganz schwarz war. Er kam zu Gott und dieser sagte: „Du bist schwarz geworden! Du bist ein sehr schlechter Freund! Geh' und hole Sand, aber sprich nicht deinen Namen aus, denn sonst wirst du ganz verbrennen.“ Der Teufel ging abermals und brachte endlich Sand. Da machte Gott daraus eine Erde und der Teufel freute sich sehr und sprach: „Hier unter dem großen Baume wohne ich; und du, mein lieber Bruder, suche dir eine andere Wohnung!“ Da zürnte Gott und sprach: „Du bist ein sehr schlechter Freund! Dich brauche ich nicht! Gehe weg!“

Da kam ein großer Stier heran und trug den Teufel mit sich fort. Und vom großen Baume fiel Fleisch auf die Erde und aus den Blättern des großen Baumes sprangen Menschen hervor. So erschuf Gott unsere Welt und die Menschen. . . .

2. Die Erschaffung der blonden Menschen.

Einst hatte sich der Stamm der Kukuya zur Herbstzeit am Rande eines hohen Gebirges gelagert, um dort den Winter zuzubringen. Die schönen Tage des Herbstes brachten sie mit Tanzen und Singen zu und lebten in Freude und Zufriedenheit ihre Tage. An einem Abend sangen und tanzten sie wieder vor ihren Zelten, da wurden sie aber plötzlich von einem gewaltigen Hagel und Schnee überrascht. Plötzlich stand zu aller Staunen eine junge Frau von ungemeiner Schönheit vor den Zelten. Ihre Haut war weiß, wie der Schnee, ihr Haar glänzte wie das Gold in der Sonne; ihre Augen waren

blau, wie der Himmel im Frühling. Die Leute standen, stumm vor Schrecken und blickten auf die wunderschöne Fremde, die flüsternd, kaum hörbar diese Worte sprach: „Ich bin die Frau des Nebelkönigs, die Herrin des Schnees. Ich wohne fern von hier, im Lande, wo ewiger Schnee ist. Dort hörte ich erzählen, daß die Leute hier auf Erden die Liebe besäßen, die sie glücklich und zugleich unglücklich macht. Ich weiß nicht was Glück ist, ich weiß nicht was Schmerz ist, ich weiß nicht was Liebe ist. Ich möchte nun gern das Feuer der Liebe empfinden, obwohl ich von Kälte und Eis durchdrungen bin und mein Herz erstarrt ist. Wer von euch will mich die Liebe lehren?“ Da sprang der schönste Jüngling des Stammes vor die wunderschöne Frau und sprach also: „Ich will dich lieben und dann wirst du mich auch lieben!“ Er umarmte die schöne Fremde, die er gar schnell fahren ließ, denn sie war so kalt wie der Schnee; er küßte ihren Mund, aber der war wie das Eis, so kalt. Trotzdem führte er sie in sein Zelt und wurde mit der schönen Frau am nächsten Tage vermählt. Als sie nach der Hochzeitsfeierlichkeit sich ins Zelt zurückzogen und erst am nächsten Tage wieder zum Vorschein kamen, da war die schöne Frau ganz verändert. Ihr Gesicht war nicht mehr so weiß, wie Schnee, sondern war mit Röte überzogen; ihr Haar glänzte nicht mehr wie Gold, sondern war dem gelben Flachse gleich; trotzdem war sie eine wunderschöne Frau, ja sie war noch schöner geworden, denn sie begann Liebe zu empfinden.

Ein Jahr verstrich und die schöne Frau gebar einen Sohn, der ganz seiner Mutter glich. Mit der Zeit wuchs ihre Liebe; sie wurde inniger und stärker, so daß sie nicht einen Augenblick von der Seite ihres Gatten wich. Zwanzig Jahre verstrichen in Glück und Freude; zwanzig Kinder gebar die Frau, die alle ihrer Mutter glichen. Da starb ihr Mann und unter Klagen und Jammern wurde er begraben. Viele Männer warben nun um die Witwe, die noch immer so schön war, wie im ersten Jahre ihrer Ehe, — aber sie wich den Männern aus und eines Abends, als alle vor den Zelten saßen, sprach sie zu den Leuten also: „Mein Mann, der Nebelkönig, fordert mich jetzt zurück. Als ich zu euch kam, mußte ich ihm versprechen heimzukehren, sobald der Mann meiner Liebe gestorben sei. Nun kehre ich heim, um meinen Herrn die Liebe zu lehren, ihr aber pflegt und beschützt meine Kinder und liebt sie, so wie ich euch geliebt habe!“ Da schwebte ein dichter Nebel heran, der sich auf die schöne Frau

niederließ und die Leute sahen noch lange, wie sie mit dem Nebel weit über das hohe Gebirge schwebte und dort in der Ferne verschwand. Ihre Kinder heirateten auch mit der Zeit und aus diesen Ehen stammen die blonden Menschen her.

3. Die Sündflut.

Es gab eine Zeit, wo die Menschen ewig lebten. Kein Kummer, kein Leid, keine Kälte, keine Krankheit quälte die Menschen. Die Erde brachte die schönsten Früchte hervor, auf vielen Bäumen wuchs Fleisch und in vielen Flüssen floß Wein und Milch. Menschen und Tiere lebten glücklich mit einander und waren ohne Furcht vor dem Tode. Da geschah es einmal, daß ein alter Mann in das Land kam und bei einem Manne Nachtquartier begehrte. Er schlief in der Hütte und wurde von der Frau des Mannes gut bewirtet. Als am nächsten Tage der alte Mann weiterzog, gab er dem Wirt in einem Gefäße einen kleinen Fisch und sagte: „Bewahrt diesen Fisch und verzehrt ihn nicht! Wenn ich nach neun Tagen zurückkehre und ihr den Fisch mir zurückgebt, so will ich euch belohnen!“ Darauf ging er von dannen. Die Frau des Hauses besah sich das Fischlein und sprach also zu ihrem Gatten: „Lieber Mann! wie wäre es, wenn wir den kleinen Fisch braten würden?“ Der Mann sprach: „Ich habe dem Alten versprochen, ihm das Fischlein zurück zu geben! Du mußt mir auch schwören, das Fischlein zu schonen und es zu bewahren, bis der Alte zurückgekehrt!“ Die Frau schwor und sagte: „Ich werde das Fischlein nicht tödten, ich werde es bewachen, so Gott mir helfen soll!“

Zwei Tage vergingen, da dachte die Frau: Wie mag dies Fischlein wohl schmecken? Es muß einen herrlichen Geschmack haben, da es der Alte so hoch schätzt und es nicht braten läßt, sondern mit sich in der Welt herumschleppt! — Sie dachte so lange hin und her, bis sie endlich das Fischlein aus dem Gefäße herausnahm und auf die Kohlen warf, doch kaum hatte sie dies getan, da fuhr der erste Blitz auf die Erde und erschlug die Frau. Sie war der erste todte Mensch auf Erden. Es begann darauf zu regnen, die Flüsse stiegen aus ihrem Bett und überschwemmten das Land. Am neunten Tage

erschien der alte Mann bei seinem Wirt und sagte: „Du hast deinen Schwur gehalten und das Fischlein nicht getödtet. Nimm dir ein Weib, versammle deine Verwandte und baue Dir einen Kahn, in dem ihr euch retten sollt. Alle Menschen und alle Wesen sollen jetzt im Wasser untergehen, nur ihr sollt am Leben bleiben. Nimm dir auch Tiere und Samen von Bäumen und Kräutern mit, damit ihr dann später wieder die Erde bevölkern könnt!" Darauf verschwand der Alte; der Mann aber that also, wie ihm befohlen war.

Ein Jahr lang regnete es und man sah nichts als Wasser und Himmel. Nach einem Jahr floß das Wasser ab und der Mann stieg mit seinem zweiten Weibe und seinen Verwandten nebst den Tieren ans Land. Sie mußten nun arbeiten, bauen und säen, um leben zu können. Mühe und Qual war von nun an ihr Leben; dazu kam auch noch Krankheit und Tod, so daß sie sich nur langsam vermehrten und viele, viele Tausend Jahre sind seitdem verflossen, bis die Leute wieder so zahlreich waren, wie sie einst gewesen und auch noch gegenwärtig sind.

4. Die Erschaffung der Geige.

Auf einem Berge im schönen Walde wohnte in einem kleinen Hause ein Mädchen zusammen mit ihren vier Brüdern, ihrem Vater und ihrer Mutter. Die Schwester liebte einen schönen reichen Jäger, welcher oft im Walde herumging, aber das schöne Mädchen nicht ansprechen wollte. Mara (Maria) weinte Tag und Nacht, weil der schöne Mann nicht zu ihr kam. Sie sprach ihn oft an, aber er antwortete nicht und ging weiter seines Weges; sie sang das Lied:

Lieber Mann aus fernem Land,
Reich' verstohlen mir die Hand,
Willst Du, so umarme mich,
Herzlich werd' ich küssen Dich ... *)

sie sang es oft und oft, aber er hörte sie nicht. Weil sie nun keine andere Hilfe wußte, so rief sie den Teufel: „O, Teufel! Hilf du mir!" Der Teufel kam und hatte einen Spiegel in der Hand und

*) Lieder in die Märchen einzuflechten, ist bei den Zigeunern sehr gebräuchlich.

fragte, was sie wolle. Mara erzählte ihm ihre Geschichte, und klagte ihm ihr Leid. „Wenn es weiter nichts ist, so kann ich dir helfen," sagte der Teufel, „ich gebe dir dieses, zeige es dem Geliebten und du lockst ihn zu dir!" Da kam einmal wieder der Jäger in den Wald und Mara hatte den Spiegel in der Hand und ging ihm entgegen. Als der Jäger sich im Spiegel sah schrie er auf: „O, das ist der Teufel, das hat der Teufel gemacht; ich sehe mich selbst!" — und er lief weg und kam nicht mehr in den Wald ....

Mara weinte nun wieder Tag und Nacht, denn der schöne Mann kam nicht zu ihr. Weil sie nun keine andere Hilfe bei ihrem Leid wußte, so rief sie wieder den Teufel: „O, Teufel! Hilf du mir!" Der Teufel kam und fragte, was das Mädchen wolle. Mara erzählte, daß der Jäger weggelaufen sei, als er sich im Spiegel gesehen habe. Da lachte der Teufel und sprach: „Er soll nur laufen, ich fange ihn schon, denn er gehört mir sammt dir; denn ihr habt in den Spiegel gesehen und wer in den Spiegel sieht, der gehört mir. Und jetzt helfe ich dir, doch mußt du mir deine vier Brüder geben, sonst kann ich dir nicht helfen." Der Teufel ging weg und kam zur Nacht wieder, als die vier Brüder schliefen, und machte aus ihnen vier Stricke, das waren Geigensaiten; eine dicker, noch eine dünner, die dritte noch dünner und die vierte am dünnsten. Dann sagte der Teufel: „Gieb mir auch deinen Vater!" Mara sagte: „Gut! ich gebe dir meinen Vater, nur sollst du mir helfen." Aus dem Vater verfertigte der Teufel einen Kasten, dies war die Geige. Dann sagte er: „Gieb mir auch deine Mutter!" Mara antwortete: „Gut! ich gebe dir auch meine Mutter, nur sollst du mir helfen." Der Teufel lächelte und verfertigte aus der Mutter einen Stock und aus ihren Haaren Pferdehaare, dies war der Violinbogen. Dann spielte der Teufel und Mara freute sich. Der Teufel aber spielte noch weiter, da weinte Mara. Jetzt lachte der Teufel und sprach: „Wenn dein Liebster kommt, so spiele und du lockst ihn zu dir." Da spielte Mara und der Jäger hörte das Spiel und kam zu ihr. Nach neun Tagen kam der Teufel und sagte: „Betet mich an, ich bin euer Herr!" Sie wollten nicht und der Teufel trug sie mit sich fort Die Geige blieb im Walde auf der Erde liegen und es kam ein armer Zigeuner und sah sie. Er spielte und in Stadt und Dorf lachte und weinte man, wenn er spielte, so wie er es eben haben wollte ...

5. Die Entstehung der Flöhe.

Die Geschwisterkinder Schmutz und Faulheit wurden einmal aus einer großen Stadt vertrieben und wanderten lange Zeit in der Welt umher, von den Menschen und Tieren verfolgt und verspottet. Da kamen sie endlich nach langer Wanderschaft in ein Land, wo ewiger Sommer war und die Leute ohne viele Arbeit und Mühe glücklich und zufrieden lebten. Da sagte der Schmutz: „Hier ist es gut warm! hier wollen wir bleiben.“ Die Faulheit gähnte und flüsterte darauf: „Mei-net-wegen!“ Die Faulheit und der Schmutz machten sich nun breit und lebten lange Zeit in gutem Einvernehmen miteinander. Der Schmutz nahm von Tag zu Tag immer mehr zu und war gar bald so fett und gemästet, wie der fetteste Fleischhauer; die Faulheit hingegen blieb, wie sie war und das verdroß sie gar sehr. Da klagte sie ihrer Tante, der Langeweile, ihr Leid und diese sprach: „Schau, ich habe einen guten Gedanken! du und der Schmutz werdet ein Paar, heiratet Euch und dann werdet ihr euch nicht mehr gegenseitig beneiden.“ Und so geschah es. Der Schmutz und die Faulheit wurden ein ehrsames Pärchen und lebten mit einander in Glück und Zufriedenheit. Doch nicht lange dauerte ihre Herrlichkeit, denn unser Herrgott strafte ihre Ehe, weil sie Geschwisterkinder waren und sich dennoch ehelichten. Als nämlich die Faulheit niederkam, gebar sie Flöhe, die sich seit der Zeit zum großen Aerger ihrer Mutter überall vermehren und gedeihen, wo sich ihre Eltern, der Schmutz und die Faulheit, niederlassen.

6. Weshalb der Mond zu- und abnimmt.

In einem kleinen Dorfe lebte ein armer, alter Zigeuner, der jeden Tag ins Gebirge ging und dort Reisig sammelte, welches er den Dorfbewohnern verkaufte; für das gewonnene Geld aber sich Maiskorn verschaffte und tagtäglich Pallukes (Maisbrei) kochte und

aß. Eines Tages kam er spät am Abend mit Reisig beladen in seine Hütte, fand die Thüre derselben angelweit offen und sah — es schien grade der Mond in die Hütte — einen alten Mann mit langem, grauen Haar und Barte beim Herde sitzen und vom Pallukes essen. Erbost stürzte sich der alte Zigeuner auf den fremden Mann und schrie: „Räuber! Dieb! wie getraust du dich von meinem Pallukes zu essen, den ich mir sauer verdiene?" Der Greis antwortete: „Ich bin müde und hungrig, und da ich diesen schönen, gelben Pallukes sah, so konnte ich ihm nicht widerstehen und aß davon!" — „So!" sagte drauf der Zigeuner, „wenn du die gelbe Farbe so gern hast, so geh' und friß auch von dem, wenn du kannst!" und er zeigte auf den Mond, der wundervoll die Gegend beschien. Der Fremde schwieg, ergriff seinen Stock und wollte sich entfernen, doch unser Zigeuner vertrat ihm den Weg und schrie: „Oh, oho! du Tagedieb! nicht so haben wir gewettet Freundchen! her mit dem Geld, her sieben Kreuzer! denn so viel hat der Pallukes gekostet, den du verzehrt hast." Der Fremde sagte: „Lieber Mann, ich habe kein Geld, aber am Christabend will ich es dir tausendmal vergelten." — „Du elender Vagabund, du, du willst mir nicht zahlen, du willst mich zum Narren halten?" schrie der Zigeuner, warf sich auf den Fremden und schleuderte ihn auf den Boden. Da sprach der Fremde: „Nun, Dein Wille geschehe! Wisse, ich bin der heilige Nikolaus und hätte Dir am heiligen Weihnachtsabend so viel Geld bescheert, daß du reicher gewesen wärest, als der Graf, der dort oben im Schlosse wohnt und mich armen Mann drei Tage und drei Nächte lang beherbergt und beköstigt hat, ohne mich hinauszuwerfen oder Geld zu verlangen. Dafür soll er noch reicher und glücklicher werden. Du aber empfange auch deinen Lohn! Im Mond sollst du wohnen und den Mond essen!" Sprach's und ging weiter, der Zigeuner aber wurde in den Mond versetzt, und ißt davon Jahr aus Jahr ein und er hätte bis jetzt gewiß schon längst den ganzen Mond aufgezehrt, wenn unser Herrgott ihn nicht stets nachwachsen ließe.

7. Der Baum, der allerlei Samen trug.*)

Viele, viele Tagereisen weit von hier, gab es einmal ein Land, das glich einem schönen, großen Garten mit vielen, schönen Blumen, Kräutern und Bäumen. Das große Land umgab eine Mauer und ein großer Fluß. Der große Wald am Ende des Landes lieferte den Leuten Holz und Wildpret. Lange Zeit hindurch lebten hier die Leute glücklich und zufrieden, aber wie es nun einmal in der Welt zu gehen pflegt, so geschah es auch hier, daß ein großer Teil der Leute seine Pflicht vergaß und sich dachte: es wird ja auch ohne dem alles beim alten bleiben! Sie hatten nämlich den Brauch unter sich: am Neujahrstage einen großen, gemästeten Ochsen mit Blumen zu bekränzen, ihm einen Korb mit Eiern und Früchten um den Hals zu binden und ihn dann in den großen Fluß zu werfen. Dies that jede Stadt und jedes Dorf und sie thaten dies ohne zu wissen warum, bloß deshalb, weil ihre Väter und Urgroßväter und auch deren Großväter es ebenfalls gethan hatten. Tausend Jahre thaten dies die Leute jedes Jahr am Neujahrstage. Als nun die meisten Städte und Dörfer keinen Ochsen mehr in den großen Fluß warfen, zog ein fremder Mann von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und sagte den Leuten, sie thäten ganz recht, wenn sie keinen Ochsen mehr in den Fluß werfen, sie sollten ihn lieber abschlachten und verzehren. Der Mann, der dieses sagte, war schwarz wie der Ruß und niemand sah ihn je schlafen. Ueberall war er zugegen und unterhielt sich mit den Leuten. Als der Neujahrstag herankam, schlachteten nun die Leute den Ochsen, zündeten ein riesiges Feuer an, und bereiteten sich aus dem Fleische mancherlei Speisen, die sie verzehrten. Dies gefiel den Leuten so sehr, daß sie beschlossen, von nun an jeden Monat einen Ochsen gemeinschaftlich zu verzehren. Es vergingen so einige Jahre, da kam eine große Hungersnot unter die Leute. Da brachen viele Leute ein großes Loch durch die Mauer, welche das Land umgab, und zogen in die Welt. Nimmer kehrten sie in die Heimat zurück. Die Menschen, die im Lande blieben, lagen elend am Boden, denn weit und breit war nichts Eßbares zu

*) Vgl. den persischen und indischen All=Samenbaum.

finden. Alle Bäume, Kräuter und Gräser verdorrten in der großen Hitze, die im ganzen Lande herrschte. Bald sah man keinen Grashalm, keinen Baum mehr stehen.

Zur selben Zeit lebte in einem Dorfe dieses Landes ein gar frommer Mann; der ging nun einmal hinaus aufs verdorrte Feld, setzte sich am Ufer des großen Flusses nieder und sagte zu sich: „Alle Bäume, Kräuter und Grashalme sind vertrocknet und wir haben keinen Samen mehr, um säen zu können!“ Da kam aus dem Wasser ein alter Mann hervor und sagte: „Du bist ein frommer Mann und weil es noch fromme Leute giebt, so will ich euch noch einmal helfen, obwohl ihr seit vielen Jahren keinen Ochsen in diesen Fluß geworfen habt. Komm' und folge mir!“ Und er führte den frommen Mann in den Fluß hinein und tauchte mit ihm unter das Wasser. Am Grunde des Wassers öffnete der alte Mann eine Thür und das Wasser verschwand. Sie traten auf eine unendlich große Wiese. Da stand ein großer Baum, auf welchem alle Blumen, Kräuter und Früchte der Erde wuchsen und dessen Gipfel bis in den Himmel hinauf reichte. Der alte Mann blieb unter dem Baume stehen und sagte: „Dieser Baum trägt alle Früchte und Samen der Welt! Ich will Dir nun allerlei Samen geben, damit ihr wieder säen könnt! Doch dürft ihr nicht mehr auf den Rat des fremden schwarzen Mannes hören, der euch nur zum Bösen verführt, sondern ihr müßt jedesmal am Neujahrstage einen Ochsen in den Fluß werfen, denn sonst kommt wieder die Hungersnot über euch.“ Er gab nun dem frommen Manne allerlei Samen vom Baume und führte ihn zurück ans Ufer des großen Flusses. Er verteilte nun den Samen unter die Leute und bald hatten sie wieder allerlei Früchte und Samen, von denen sie ihre Lebensmittel ziehen konnten. Den frommen Mann aber wählten die Leute zu ihrem König, und jede Stadt und jedes Dorf ließ von nun an am Neujahrstage wieder einen Ochsen in den Fluß werfen.

8. Der Sonnenbaum.

Es war einmal ein König, der liebte seine Frau über alle Maßen und als sie im Sterben lag, mußte er ihr versprechen, daß er ihre einzige Tochter nur dem zur Gattin gebe, der vom Sonnenbaum ein Reis zu holen im Stande sei. Sie sagte ihm auch, daß dies nur ein einäugiger Mensch thun könne. Als die Königin starb und begraben war, ließ ihr Gemahl, der König, im ganzen Lande verkündigen, daß jeder einäugige Mann sich auf den Weg machen, solle, um das Reis vom Sonnenbaum zu holen. Er schickte die Einäugigen einzeln der Reihe nach ab, aber sie kamen auch alle ohne das Reis nach Hause zurück und wurden vom König getödtet. Der letzte Einäugige, der sich auf den Weg machte, war der Sohn einer armen Witwe. Weinend gab ihm die arme Mutter ihr letztes Laib Brod auf den Weg und entließ ihn unter großem Klagen und Jammern, denn sie wußte, daß auch er nur dem Tode entgegengehe.

Der Einäugige kam nach einigen Tagen in ein großes Gebirge, wo er einen verwundeten Adler fand, der krank und verhungert am Boden lag. Er hob einen großen Stein auf und wollte den Adler damit todtschlagen, dieser aber sprach zu ihm also: „Laß mich leben und gieb mir Speise und Trank, damit ich genese und Du wirst es nicht bereuen, mir geholfen zu haben. Ich bin der Adler des Sonnenkönigs, der mir befahl die schönste Urme*) der Welt, die Tochter des Nebelkönigs zu rauben und hinauf in unsere Wohnung zu führen; ich wurde ertappt und verwundet und mein Herr will mich jetzt nicht helfen, damit Niemand erfahre, daß er mich ausgeschickt, die Urme zu rauben.“ Als dies der Jüngling vernahm, freute er sich sehr und sprach: „Ich will eben in das Reich des Sonnenkönigs wandern und vom Sonnenbaume ein Reis holen. Wenn du mich heimführen willst, so werde ich dir helfen und dich pflegen, bis deine Wunde geheilt ist.“ Der Adler entgegnete: „Gerne will ich dir helfen und dich zum Sonnenbaum führen, aber niemand kann ein Reis von diesem herrlichen Baume brechen, denn ihn bewachen vier

*) Urme ist die Fee der Zigeuner. Es giebt gute und schlechte Urmen, die im Gebirge, in Seen und Höhlen wohnen.

weiße Hunde, deren Augen Blitze sprühen und deren Gebell der Donner ist. Wenn es hier auf Erden blitzt und donnert, dann sind die Hunde erbost, gewöhnlich auf den Nebelkönig, der an seinem Baum schüttelt, von dem dann der Regen auf die Erde fällt, von welcher er meinen König vertreiben will." — „Was soll ich also thun," sagte der Einäugige, „um ein Reis zu erhalten?" — „Dann mußt du, lieber Freund," entgegnete der Adler, „dem Sonnenkönig einen großen Dienst erweisen. Thust du dies, dann wird er selbst dich mit einem Reis beschenken, mit dem du Todte erwecken und lebendig machen kannst. Ich selbst darf allein nicht zurückkehren, sondern muß mit der geraubten Urme vor meinem Herrn erscheinen. Gieb mir Speise und Trank, und wenn ich genese, werden wir vorerst die schöne Tochter des Nebelkönigs rauben und dann zum Sonnenkönig fliegen. Das Übrige laß dann nur meine Sache sein."

Der Jüngling gab dem verwundeten Adler Speise und Trank, pflegte und hegte ihn bis er endlich am neunten Tage zu fliegen im Stande war. Da sprach er zum Jüngling: „Steige auf meinen Rücken, wir fliegen in das Reich des Nebelkönigs; du mußt mir helfen, seine Tochter zu entführen." Der Einäugige setzte sich also auf den Rücken des Adlers und dieser flog viele tausend Meilen lang, bis sie endlich in das Reich des Nebelkönigs gelangten. Als sie das große Land erblickten, ließ sich der Adler aus der Luft herab auf die Erde und sprach zum Einäugigen: „Sieh, da steht der Baum des Nebelkönigs! Ich verwandle dich jetzt in eine goldene Schlange und die schöne Urme wird dich fangen wollen, doch du sollst dann rasch zu mir zurückkehren; das Uebrige ist dann meine Sache!" Darauf spie der Adler dreimal auf den Jüngling, worauf sich dieser in eine goldene Schlange verwandelte und in das Reich des Nebelkönigs schlich. Dort sah er einen großen Baum, von dem fortwährend große Regentropfen herabfielen. In der Nähe des Baumes saßen vier wunderschöne Jungfrauen. Dies waren die Töchter des Nebelkönigs. Als die jüngste, die zugleich die schönste war, die goldene Schlange erblickte, wollte sie dieselbe fangen und lief ihr nach. Aber die Schlange schlich immer weiter, bis sie das Versteck des Adlers erreichte; da stürmte der Adler heran, ergriff die Schlange und die Jungfrau und husch! flog er mit ihnen in das Reich des Sonnenkönigs.

Als sie zum Sonnenkönig kamen und als die Jungfrau das schöne goldene Reich erblickte, wurde ihr Herz wieder fröhlich und sie

willigte gern ein, die Gemahlin des Sonnenkönigs zu werden. Der Einäugige erhielt seine menschliche Gestalt wieder, und wurde ein schöner Mann, der nur den einen Fehler hatte, daß er eben einäugig war. Als der Sonnenkönig erfuhr, daß er bei der Entführung der schönen Jungfrau geholfen, brach er ihm ein Reis vom Sonnenbaum; die Blätter waren kleine Sterne, die Blüten kleine Sonnen und Monde.

Darauf kehrte der Einäugige zu seinem Könige zurück und als er dort aus seinem Sacke das Reis hervorholte, wurde es so hell im ganzen Hause, als ob tausend und abertausend Kerzen brennen. Der König freute sich und trug das Reis zum Grabe der Königin, aber welch' Wunder geschah dann! Die todte Königin wurde lebendig und kehrte ins Leben zurück. Der Einäugige heiratete die Königstochter und von der Zeit an starb niemand in diesem Lande; denn sobald jemand mit Tode abging, wurde er durch das Reis vom Sonnenbaum wieder ins Leben gerufen. Wenn ich meinen Tod spüre, gehe ich auch in das Land, woher ich dann wieder gesund und geheilt heimkehren werde.



9. Die Sonnenmutter.

Vor vielen, vielen Jahren, als noch der Wolkenkönig jung war, lebte er mit dem Sonnenkönige in guter Freundschaft. Damals waren glückliche Zeiten. Wurde der Sonnenkönig müde auf seiner langen Fahrt, so kam der Wolkenkönig herbei und befahl seinem Diener, dem Regen, die Erde zu bewässern. So geschah es niemals, daß wenn die Leute um Regen beteten: die Sonne schien, oder wenn sie um Sonnenschein baten: es regnete. An einem Nachmittage begegnete der Sonnenkönig seinem Freunde, dem Wolkenkönig und sagte zu ihm: „Lieber Freund, ich bin heute sehr müde geworden, denn ich habe viel arbeiten müssen. Ich war in einem Lande, wo es in der Nacht gar stark geregnet hat und da mußte ich tüchtig arbeiten, um die Erde zu trocknen, denn sonst hätten die armen Menschen eine

Mißernte gehabt. Sei so gut und setze meinen Weg fort, damit ich nach Hause gehen kann." — „Das kann ich nicht thun!" bemerkte der Wolkenkönig. „Ich bin grade auf der Fahrt in das Land, wo es gestern geregnet hat. Du hättest dich mit dem Trocknen der Erde nicht anstrengen sollen, denn ich will, daß es in dem Lande neun Wochen lang fortwährend regnen soll, damit die Leute wissen sollen, wer ich bin!" — „Warum willst du die armen Leute strafen?" fragte der Sonnenkönig. „In dem Lande herrscht ein König, der eine wunderschöne Tochter hat," erzählte der Wolkenkönig, „ich wollte seine Tochter zur Frau nehmen, aber der König, ihr Vater, wies mich ab und sagte, daß er für einen Wolkenkönig keine Tochter zu vergeben habe. Nun will ich den Leuten zeigen, wer ich bin. Ich nehme alle meine Diener mit: den Regen, Wind, Blitz, Donner, Hagel und Schnee und lasse alle auf einmal frei, damit sie sich einmal nach Herzenslust austoben können!" — „Die armen Leute haben dir nichts gethan und wenn dich ihr König beleidigt hat, so darfst du doch nicht alle Leute im Lande strafen und zu Grunde richten wollen!" sagte drauf der gute Sonnenkönig. „Das geht mich nichts an!" erwiderte der Wolkenkönig. „Wer kann es mir verbieten?" — „Ich!" entgegnete der Sonnenkönig. — „So? das möchte ich 'mal gerne sehen!" sagte der Wolkenkönig und eilte davon. Der gute Sonnenkönig war aber auch nicht faul, er kehrte um und erreichte noch früher, als der Wolkenkönig das Land und als dieser mit allen seinen Dienern heranzog, konnte er nichts ausrichten, denn die Sonne schien so heiß, daß alle seine Diener sich nur mit knapper Not vor dem Feuertode retten konnten. Da war der Wolkenkönig außer sich vor Wut und zog mit seinen halbverbrannten Dienern in seine Heimat, ins höchste Gebirge der Welt, zurück, um bald von neuem sein Glück zu versuchen. Aber so oft er mit seinen schrecklichen Dienern im Lande zu wirtschaften begann, erschien auch gleich der gute Sonnenkönig und vertrieb die verruchte Bande. Das verdroß den Wolkenkönig gar sehr und er sann nach, wie er den Sonnenkönig unschädlich machen könne. Als er einmal seine Absicht seinen Dienern mitteilte, sagte der Wind: „Ich weiß einen Rat! Ihr wißt alle, daß unser gemeinschaftlicher Feind, der Sonnenkönig zeitig in der Frühe als kleines Kind in die Welt hinausfliegt, zu Mittag ein Mann wird und abends als schwacher Greis heimkehrt, um im Schoße seiner Mutter zu schlafen. Schläft er nicht im Schoße seiner Mutter, so bleibt er ein Greis, der keine Kraft hat und kann

dann nicht in die Welt hinaus fliegen.*) Wir müssen irgendwie die Sonnenmutter gefangen nehmen, dann kann uns ihr Sohn, der Sonnenkönig nicht mehr schaden.“ Da freuten sich alle gar sehr und schrieen, wie toll durcheinander. Der Schnee und der Hagel riefen: „Knarr! Klirrr! das ist ein trefflicher Rat!“ Der Blitz lief aus einem Winkel in den anderen und rief fortwährend: „Zick-zack! zick! zickzack! das wird erst eine Freude geben! zick, zackzick!“ Der Donner brummte: „Bumbara, bumbara, bummm! das ist ein guter Rat!“ Der Regen flüsterte: „Tritsch, tratsch! Wind, du bist mein Bruder! du bist gescheidt!“ Nach einer Weile sagte der Wolkenkönig: „Der Rat ist gut! und ich will es versuchen, die Sonnenmutter abzufangen!“ Drauf begab er sich zur Wohnung des Sonnenkönigs, der grade weit von Hause ab irgendwo in der Welt herumwanderte. Auf dem Wege verwandelte er sich in ein schönes, graues Pferd und als er an das goldene Haus des Sonnenkönigs kam, sagte er zur Sonnenmutter, die vor dem Thore saß: „Guten Tag, liebe Frau! ich bin das Windpferd und dein Sohn der Sonnenkönig hat mich zu dir geschickt und dich bitten lassen, schleunigst zu ihm zu kommen. Er ist in einem überschwemmten Lande und hat nicht mehr Kraft die Erde zu trocknen. Er will eine Stunde lang in deinem Schoße schlafen und sich dadurch neue Kraft sammeln!“ — „Das hat mein Sohn nie von mir gewünscht!“ entgegnete die Sonnenmutter, „aber wenn es so ist, so will ich gerne zu meinem Sohne eilen, wenn du mir erlaubst, daß ich mich auf deinen Rücken setze!“ Das war dem Wolkenkönig eben recht. Die Sonnenmutter setzte sich aufs Pferd, welches sie wie der Wind so schnell in eine Höhle führte, wo es sich in den Wolkenkönig zurück verwandelte und die Sonnenmutter in die Höhle einsperrte. Als nun der Sonnenkönig abends als müder Greis nach Hause kehrte, fand er seine Mutter nicht vor und da er in ihrem Schoße nicht schlafen konnte, wurde er so schwach, daß er am nächsten Tage nicht ausfliegen konnte. Nun schien die Sonne nicht mehr und Dunkelheit herrschte überall, der Wolkenkönig aber konnte nun ungestört mit seinen Dienern wirtschaften. Doch nicht lange dauerte ihre Herrlichkeit, denn die Sonnenmutter ließ sich die Nägel an den Fingern wachsen und grub sich aus der Höhle heraus. Sie eilte zu ihrem Sohn, der in ihrem

---

*) Vgl. das 10. Stück.

Schoße schlief und dann mit frischer Kraft in die Welt hinausflog und den Wolkenkönig vertrieb. Seit der Zeit hatte alle Freundschaft zwischen dem Wolkenkönig und dem Sonnenkönig aufgehört.

10. Die drei goldenen Haare des Sonnenkönigs.

Ein reicher, mächtiger König ging einmal auf die Jagd und verirrte sich in einem großen Walde. Gegen Abend kam er zu einer Hütte, in welcher ein armer Köhler wohnte. Der König fragte den armen Mann, wo er den Weg in die Stadt finden könnte. Der Köhler entgegnete: „Herr, den Weg in die Stadt könnt Ihr allein nicht finden und ich kann Euch heute nicht begleiten, denn meine Frau liegt krank darnieder und wird noch heute Nacht ein Kind zur Welt bringen. Legt Euch hier im Nebenzimmer nieder und morgen will ich Euch dann in die Stadt führen.“ Der König nahm das Anerbieten an und legte sich im Nebenzimmer nieder; er konnte aber kein Auge schließen, denn die Frau des Köhlers jammerte gar sehr. Gegen Mitternacht gebar sie einen schönen Knaben und nun herrschte Ruhe in der Hütte. Doch der König konnte auch jetzt nicht schlafen und stand von seinem Lager auf. Er näherte sich der Thür und blickte durch eine Spalte derselben in die Stube, wo das kranke Weib lag. Er sah die Frau im Bette liegen und schlafen; ihr Mann lag hinter dem Ofen und schlief ebenfalls; der neugeborene Knabe aber lag in der Wiege, welche drei weißgekleidete Frauen umstanden. Da hörte der König die eine sagen: „Diesem Knaben bescheere ich ein Unglück!“ Die zweite sagte: „Und ich gebe ihm ein Mittel, dies Unglück zum Guten zu wenden!“ Die dritte aber sagte: „Ich werde bewirken, daß er die Tochter des Königs, der sich jetzt hier im Nebenzimmer befindet, heiratet. Grade jetzt bringt die Frau dieses Königs ein wunderschönes Mädchen zur Welt!“ Drauf entfernten sich die drei Frauen, der König aber dachte nach, wie er diesen Knaben vernichten könne.

Zeitig in der Frühe kam der Köhler in das Nebenzimmer und sagte weinend zum König: „Mein armes Weib ist gestorben! Was

soll ich nun mit dem kleinen Kinde anfangen?" Der König erwiderte ganz erfreut: „Ich bin der König und werde für das Kind sorgen. Zeig mir nur den Weg zur Stadt und ich werde einen meiner Diener schicken, der das Kind zu mir bringen wird!" Und so geschah es. Der Köhler führte seinen König in die Stadt, wo ihn derselbe reich beschenkte und einen Diener mit ihm schickte, dem er aber heimlich sagte, er solle den Knaben in den Fluß werfen, damit er im Wasser umkomme. Als nun der Diener mit dem Kinde aus dem Walde zurückkam, warf er es sammt dem Korbe, in welchem er es trug, in den Fluß und meldete dem König: „Gnädigster König, ich habe so gethan, wie du mir befohlen hast!" Der König beschenkte ihn und ging nun zu seiner Frau, die in der vergangenen Nacht ein wunderschönes Mädchen geboren hatte. —

Der Korb mit dem Knaben trieb sich lange auf dem Wasser herum und wurde endlich von einem Fischer gesehen, der ihn herausfing und das Kind seiner Frau nach Hause brachte. Sie freuten sich beide gar sehr beim Anblick dieses schönen Knaben und da sie keine Kinder hatten, so behielten sie den Knaben bei sich und zogen ihn groß. —

Zwanzig Jahre waren seitdem vergangen und der Knabe, welchen seine Eltern „Namenlos" nannten, wuchs zu einem wunderschönen Jüngling heran. Da ging einmal der König an der Hütte des Fischers vorbei und sah den schönen Jüngling. Er trat in die Hütte ein und fragte den Fischer: „Ist dieser schöne Jüngling Dein Sohn?" — „Nein," erwiderte der Fischer, „ich habe ihn vor zwanzig Jahren aus dem Wasser herausgefischt." Da erschrak der König gar sehr und sagte nach einer Weile: „Ich will an die Königin einen Brief schreiben, den soll dieser Jüngling ihr übergeben." Er schrieb nun folgenden Brief: „Liebe Frau! Lasse diesen Jüngling sogleich tödten, denn sonst wird er uns alle umbringen!" Drauf ging Namenlos mit dem Briefe fort, um ihn der Königin zu übergeben. Auf dem Wege in die Stadt, verirrte er sich und gelangte in einen Wald, wo er einer weißgekleideten Frau begegnete, die zu ihm sagte: „Du hast Dich verirrt! Komm' in meine Hütte und raste ein wenig. Ich werde Dich schon zur Königin führen." Sie führte Namenlos in ihre Hütte, wo dieser in tiefen Schlaf verfiel. Die alte Frau nahm den Brief aus seiner Tasche, verbrannte ihn und steckte einen andern in die Tasche. Als der Jüngling aufwachte, befand er sich zu seinem größten Erstaunen vor dem Hause des Königs.

Er ging also zur Königin hinein und übergab ihr den Brief, in welchem geschrieben stand: „Liebe Frau! Lasse sogleich den Popen rufen und diesen Jüngling mit unserer Tochter trauen. Ich wünsche, daß dieser Jüngling unsere Tochter heiratet, denn sonst kommt ein großes Unglück über uns!" Die Königin that so, wie ihr Mann, der König, es wünschte; ließ den Popen rufen und Namenlos und die schöne Königstochter wurden Mann und Frau. Als der König nach Hause kam und von dieser Heirat vernahm, ließ er sich den Brief zeigen und sah, daß es seine eigene Schrift war. Da fragte er seinen Schwiegersohn, wo er gewesen und mit wem er gesprochen habe und als ihm Namenlos von der weißgekleideten Frau erzählte, da wußte der König, daß die Urme dem Jüngling geholfen habe. Namenlos war ihm als Schwiegersohn gar nicht recht und er trachtete daher, ihn aus dem Wege zu schaffen. Er sagte zu ihm: „Zieh in die Welt und hole mir vom Haupte des Sonnenkönigs drei goldene Haare, dann sollst Du mit mir zugleich König sein."

Namenlos machte sich gar traurig auf den Weg, denn er liebte seine junge Frau, die ihn auch sehr gern hatte. Auf seiner Wanderschaft kam er an einen großen, schwarzen See und sah auf dem Wasser einen weißen Kahn schwimmen. Er rief dem alten Manne, der darin saß, zu: „Kommt her mit dem Kahne und führt mich hinüber!" Der alte Mann erwiderte: „Ich will Dich hinüber führen, wenn Du mir versprichst, mir Nachricht zu bringen: wann ich aus diesem Kahne befreit werde, denn nur dann kann ich sterben." Namenlos versprach ihm bei seiner Rückkehr Nachricht zu bringen und nun führte ihn der alte Mann im Kahne über das schwarze Wasser. Bald darauf kam Namenlos in eine große Stadt, wo ihn ein alter Mann fragte: „Wohin des Weges?" — „Ich gehe zum Sonnenkönig," antwortete Namenlos. — „Das kommt uns wie gewünscht! Komm, ich führe Dich zu unserm König, der wird Dir etwas sagen." Als Namenlos vor dem König stand, sagte dieser: „Vor zwanzig Jahren war in unserer Stadt eine Quelle, die solches Wasser hatte, daß jeder Mensch, der davon trank sich verjüngte. Die Quelle ist nun verschwunden und nur der Sonnenkönig weiß, wohin sie ist. Du reisest ja zu ihm, so frage ihn, wo die Quelle ist und bringe uns Nachricht." Namenlos versprach ihm, bei seiner Rückkehr Nachricht zu bringen und entfernte sich. Nach einigen Tagen kam er in eine andere Stadt und da begegnete er wieder einem alten Manne, der fragte: „Wohin des Weges?" Namenlos sagte: „Ich

reise zum Sonnenkönig." — „Das trifft sich ganz gut! Komm, ich führe Dich zu unserem König, der wird dir etwas sagen." Als sie zum König kamen, sagte dieser: „Vor zwanzig Jahren trug in dieser Stadt ein Baum goldene Aepfel; wer von diesen Aepfeln aß, der wurde gesund und starb nicht. Nun aber trägt dieser Baum seit zwanzig Jahren keine Früchte mehr und nur der Sonnenkönig weiß es, warum die goldenen Aepfel ausbleiben. Wenn Du zu ihm kommst, so frage ihn darnach und bringe uns Nachricht." Namenlos versprach ihm bei seiner Rückkehr Nachricht zu bringen und entfernte sich. Nach einigen Tagen kam er in ein großes Gebirge, wo er eine alte, weißgekleidete Frau vor einem schönen Hause sitzen sah. Sie fragte ihn: „Wohin des Weges?" — „Ich suche den Sonnenkönig," antwortete Namenlos. — „Komm dann nur herein in das Haus," sagte die alte Frau, „ich bin die Mutter des Sonnenkönigs, der jeden Tag als kleines Kind aus diesem Hause hinausfliegt, zu Mittag ein Mann wird und abends als Greis heimkehrt." Sie führte darauf Namenlos in das Haus hinein und ließ sich von ihm seine Geschichte erzählen. Er erzählte ihr vom Manne auf dem schwarzen See, von der Quelle und dem Baume, der goldene Aepfel trug. Da sagte die alte Frau: „Ich werde meinen Sohn schon danach fragen; doch jetzt komm, damit ich Dich verstecke, denn wenn mein Sohn Dich hier findet, so verbrennt er Dich." Sie versteckte Namenlos in einem großen Faß mit Wasser und hieß ihn, sich ruhig zu verhalten. Abends kam der Sonnenkönig, ein alter, schwacher Mann mit goldenem Haupte nach Hause und bekam von seiner Mutter Speise und Trank. Nachdem er gegessen und getrunken hatte, legte er sein goldenes Haupt in den Schoß seiner Mutter und schlief ein. Da riß ihm die alte Frau ein goldenes Haar heraus, worauf er rief: „Mutter, warum läßt Du mich nicht schlafen?" Die alte Frau erwiderte: „Ich habe im Traume eine Stadt gesehen, da war ein Baum, der goldene Aepfel trug und wer von diesen aß, der wurde gesund und starb nicht. Seit zwanzig Jahren trägt der Baum keine Früchte mehr und die Leute wissen nicht, was sie anfangen sollen." Der Sonnenkönig sagte: „Sie sollen die Schlange tödten, die an der Wurzel des Baumes nagt." Darauf schlief er ein und nach einer Weile riß ihm seine Mutter ein zweites Haar aus. Drauf rief der Sonnenkönig: „Mutter, was soll das bedeuten, daß du mich nicht schlafen läßt?" Die alte Frau antwortete: „Mein lieber Sohn, ich träumte von einer Stadt; dort war eine Quelle

und wer aus dieser Quelle trank, der wurde wieder jung. Seit zwanzig Jahren fließt diese Quelle nicht mehr und die Leute wissen nicht, was sie thun sollen." Der Sonnenkönig sagte: „Eine große Kröte verstopft die Oeffnung der Quelle. Die Leute sollen die Kröte todtschlagen, dann wird die Quelle wieder fließen." Drauf schlief er ein und nach einer Weile riß ihm die alte, weißgekleidete Frau ein drittes Haar aus. Da schrie der Sonnenkönig: „Mutter, jetzt laß mich schlafen!" Die alte Frau entgegnete: „Ich sah im Traume einen großen schwarzen See, auf welchem ein alter Mann in einem Kahne herumfährt und nicht weiß, wie er sich aus dem Kahne befreien soll, denn nur dann kann er sterben." Der Sonnenkönig sagte: „Wenn er einen Menschen hinüber fährt, so soll er ihm die Ruder übergeben, er aber springe ans Land. Dann bleibt der andere im Kahne zurück und der alte Mann kann sterben." Drauf schlief er ein. Am nächsten Tage zeitig in der Frühe erhob sich der Sonnenkönig als ein wunderschönes Kind und flog zum Fenster hinaus. Die alte Frau gab nun Namenlos die drei Haare und sagte: „Jetzt gehe zu Deiner Frau und übergieb dem König die drei goldenen Haare. Ich habe für Dich alles gethan, was ich bei Deiner Geburt meinen Schwestern versprochen habe. Nun lebe wohl!" Sie küßte Namenlos und führte ihn hinaus ins Freie, worauf er heimwärts zog.

Als er in die Stadt kam, wo die Quelle nicht mehr floß, sagte er den Leuten, sie sollten die große Kröte tödten, welche die Oeffnung der Quelle verstopfe. Die Leute suchten nach, fanden auch die Kröte und erschlugen sie. Da floß die Quelle wieder und der König beschenkte Namenlos reichlich. Als er drauf in die Stadt kam, wo der Baum seit zwanzig Jahren keine goldenen Aepfel mehr trug, da sagte er den Leuten, sie sollten die Schlange tödten, welche die Wurzeln des Baumes benage. Die Leute gruben nach, fanden die Schlange und tödteten sie. Da trug der Baum wieder goldene Früchte und der König beschenkte Namenlos reichlich. Als er an den schwarzen See kam, wollte ihn der alte Mann nicht hinüberführen. Doch Namenlos versprach ihm das Geheimniß nach der Ueberfahrt mitzuteilen und da führte er ihn über das schwarze Wasser. Nachdem er aus dem Kahn gestiegen war, sagte er dem alten Manne, er solle dem Menschen, den er hinüberführe, die Ruder übergeben und dann ans Ufer springen, so würde er frei und könne

dann endlich sterben, der Andere aber müsse auf dem See herumfahren. —

Namenlos kam bald nach Hause und überreichte dem König die drei goldenen Haare, worüber sich seine Frau sehr freute, während ihr Vater vor Aerger außer sich war. Als aber Namenlos von der Quelle und den goldenen Aepfeln erzählte, rief der König ganz erfreut: „Ich muß auch aus dieser Quelle trinken; ich muß auch von diesen goldenen Aepfeln essen." Er machte sich sogleich auf den Weg, als er aber an den schwarzen See kam, gab ihm der alte Mann die Ruder in die Hand und sprang ans Ufer; der König aber konnte sich aus dem Kahne nicht mehr entfernen und blieb auf dem Wasser zurück. Als er nicht mehr heimkehrte, wurde Namenlos König im Lande und lebte von nun an mit seiner schönen Frau in Glück und Zufriedenheit.



11. Der Fischer und die Urme.

Es war einmal ein junger Fischer, der beschloß in die Welt zu ziehen und sein Glück zu versuchen. Er nahm ein Stück Brot und Speck in den Sack und machte sich auf den Weg. Als er in einen Wald kam setzte er sich nieder und aß vom Speck und Brot. Da kam ein schöner Jüngling zu ihm und sprach: „Freund, habe die Güte und gieb mir auch etwas von Deinem Vorrat. Ich bin müde und will hier im Walde ein wenig rasten." Der Fischer gab ihm ein Stückchen Speck und Brot, und als der Jüngling gegessen hatte, sprach er: „Ich danke Dir gar schön! wenn Du meiner Hilfe benötigst, so blase nur dreimal in diese eiserne Flöte und ich werde gleich erscheinen. Ich bin der König der Winde!" Er gab hierauf dem Fischer eine eiserne Flöte und verschwand in der Luft.

Gegen Abend kam unser Fischer an einen großen See, setzte sich und aß wieder von seinem Vorrat. Da kam ein wunderschöner Jüngling in strahlendem Gewande, setzte sich zu ihm und sprach:

„Ich bin heute durch die ganze Welt gewandert und habe vergessen, etwas zu essen. Sei so gut und gieb mir etwas von Deinem Vorrat.“ Der Fischer gab ihm bereitwillig ein Stück Brot und Speck und als der Jüngling gegessen hatte, gab er ihm eine goldene Flöte und sprach: „Wenn Du meiner Hilfe benötigst, so blase dreimal in diese Flöte und ich werde erscheinen. Ich bin der König der Sonne.“ Darauf verschwand der Jüngling und es begann Abend zu werden; der Fischer streckte sich unter einem Baume aus und schlief ein.

Kaum daß er eingeschlafen, wurde er durch ein Geräusch aufgeweckt und sah einen Jüngling in silbernem Gewand vor sich stehen. Der Jüngling sprach: „Gieb mir etwas zu essen, denn ich habe einen langen Weg vor mir und finde hier weit und breit keinen Bissen Brot.“ Der Fischer gab ihm Brot und Speck und als der Jüngling gegessen hatte, gab er ihm eine silberne Flöte und sprach: „Wenn Du meiner Hilfe benötigst, so blase dreimal in diese Flöte und ich werde erscheinen. Ich bin der König des Mondes.“ Darauf entfernte sich der Jüngling. Inzwischen wurde es Mitternacht und der Fischer stand auf und setzte sich am Ufer des Sees nieder. Lange sah er dem Spielen der Fische zu, als sich ihm eine wunderschöne Jungfrau näherte. „Was suchst Du denn in dieser Gegend, wohin sich kein Mensch verirrt?“ fragte ihn die Jungfrau. — „Ich bin ein armer Fischer, der in die Welt zieht, um sein Glück zu finden,“ antwortete der Jüngling. Sie sprachen noch viel und verliebten sich so sehr in einander, daß die Jungfrau dem Fischer in der Frühe, als die Hähne zu krähen begannen, sagte: „Geliebter! ich bin eine gute Urme und will Dich in mein Haus führen; dort sollen wir glücklich und zufrieden mit einander leben, aber Du sollst mich in der Nacht dahin gehen lassen, wohin ich will und es ja nicht versuchen, mich zu belauschen, wohin ich gehe!“ Der Jüngling willigte ein und wurde nun von der Urme in ihr schönes Schloß geführt, wo sie lange Zeit hindurch in Glück und Zufriedenheit mit einander lebten.

Einmal konnte der Fischer in der Nacht nicht schlafen; der Mond schien hell und er blickte zum Fenster hinaus. Da sah er seine Frau in prachtvollen Kleidern angezogen, sich aus dem Hause entfernen. Rasch folgte er ihr nach und vergaß sein Versprechen.

Er sah seine Frau sich auf einen Stein setzen und ihre Brüste entblößen. Drauf flog ein riesiger Vogel durch die Luft, ließ sich vor der Urme nieder und begann an ihren Brüsten zu saugen. Da sprang der Fischer aus seinem Versteck hervor, um den Vogel zu vertreiben, doch dieser erfaßte die Frau und flog mit ihr von dannen.

Der Fischer ging nach Hause, in die Wohnung der Urme und wartete auf die Rückkunft seiner Frau; doch vergebens, und als ihn das Warten verdroß, entschloß er sich, seine Gattin aufzusuchen und sei sie auch an das Ende der Welt gezogen. Nachdem er lange Zeit hindurch vergeblich in der Welt herumgewandert war, dachte er an seine drei Flöten, nahm die eiserne hervor und blies dreimal hinein. Da erhob sich in der Luft ein Sausen und Brausen, ein starker Wind stürmte heran und der König der Winde erschien vor dem Fischer. Er wußte schon sein Begehr und sagte: „Ich weiß nicht, wo Deine Frau sich befindet. Du mußt den König des Mondes fragen." Drauf verschwand er und der Fischer blies dreimal in die silberne Flöte. Da erschien der König des Mondes und sagte: „Ich habe Deine Frau zum letztenmal gesehen, als Du Dein Versprechen brachst und sie belauscht hast. Du mußt den König der Sonne fragen." Als sich der König des Mondes entfernt hatte, blies der Fischer dreimal in die goldene Flöte. Da erschien der König der Sonne und sagte: „Weiß schon, was Du willst. Deine Frau hält der Vogel Tscharana*) gefangen und saugt jede Nacht an ihrer Brust, denn sonst muß er sterben. Ich will Dich hinführen." Und er führte den Fischer auf einen hohen Berg und sprach: „Dort in der eisernen Burg wohnt der Vogel Tscharana. Wie ich soeben sehe, ist Deine Frau an siebenfache Ketten geschmiedet. Rufe meinen Bruder, den König der Winde zu Hilfe. Ich will so heiß auf die Ketten scheinen, daß sie schmelzen und mein Bruder der König der Winde soll kühl blasen, damit Deine Frau nicht verbrenne."

Der Fischer blies in die eiserne Flöte und heran brauste der König der Winde. Da begann der König der Sonne so heiß zu scheinen, daß die Ketten von den Händen und Füßen der Urme

*) Der mythische Vogel der Zigeuner lebt 999 Jahre und muß dann sterben, wenn er nicht jede Nacht an der Brust eines und desselben Weibes saugt.

schmolzen und der König der Winde blies inzwischen eiskalt; so geschah's, daß die schöne Frau weder verbrannte, noch erfror. Als der Fischer in die Burg gehen wollte, war auch die schon geschmolzen und seine Frau lief ihm entgegen und sagte: „O weh! warum hast du mich belauscht? was nützt es, daß ich jetzt frei bin? in einer Stunde kommt der Vogel Tscharana nach Hause und wird uns gar bald einholen, denn er fliegt wie der Wind.“ Da sprach der König der Winde: „Ich werde alle meine Winde blasen lassen und Euch von dannen führen. Doch mußt Du auch den König des Mondes bitten, daß er uns helfe und Euch seinen Mantel leihe, der Euch durch die Lüfte tragen soll.“ Da blies der Fischer in die silberne Flöte und der König des Mondes brachte seinen Mantel.

Der Fischer setzte sich mit der Urme auf den Mantel; darauf erhoben sie sich in die Luft und wurden von den Winden in rasender Eile weitergeführt. Am Tage leuchtete ihnen der König der Sonne, in der Nacht der König des Mondes und vom Vogel Tscharana verfolgt, wurden sie von den Winden neunmal um die Erde geführt und als der nächste Tag anbrach, starb der Vogel Tscharana, denn er hatte in der vergangenen Nacht nicht an den Brüsten der Urme gesaugt, die nun mit ihrem Gatten in das Schloß heimkehrte, wo sie lange Zeit in Glück und Zufriedenheit lebten und weil sie eben gestern gestorben sind, so endigt auch mein Märchen.

12. Der arme Hirt.

Es lebte einmal in einem Dorfe ein junger Hirt, der sehr arm war. Als er einmal seine Heerde ins Gebirge auf die Weide trieb, zerrissen die Wölfe viele seiner Schafe und da er sich nun vor den Leuten im Dorfe fürchtete, kehrte er vom Gebirge nicht mehr nach Hause zurück, sondern zog in die Welt. Er wanderte von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und gelangte nach langer Wanderschaft an einen Berg, wo ein kleines Häuschen stand. Draußen vor der Hausthür saß eine Frau, die fragte den Jüngling: „Wohin gehst Du?“ — „Ich ziehe in die Welt,“ entgegnete der Hirt. — „Und was

willst Du in der Welt machen?“ fragte darauf die Frau. — „Das weiß ich noch nicht,“ erwiderte der Hirt, „zu Hause konnte ich nicht länger bleiben, denn die Wölfe haben die Schafe zerrissen, die ich hätte hüten sollen und da ich mich vor den Leuten fürchtete, so zog ich in die Welt und suche mir einen Dienst.“ Darauf begann er zu weinen, denn es that ihm weh', daß er seine Heimat hatte verlassen müssen. Die Frau sagte: „Weine nicht, mein lieber Jüngling! Ich habe ein größeres Unglück erlebt, als Du. Meine einzige Tochter hält eine böse Urme gefangen. Ich selbst bin eine gute Urme und habe trotzdem keine Macht, meine Tochter zu befreien. Denn nur ein Mann ist im Stande, die böse Urme zu besiegen.“ Da sagte der Jüngling: „Sieh, ich habe ohnehin keinen Dienst und gar keine Beschäftigung, wenn Du mir den Weg zur bösen Urme zeigst, so will ich Deine Tochter befreien.“ Die gute Urme erwiderte darauf: „Wenn Du dies versuchen willst, so will ich Dir gerne helfen, so weit es eben in meiner Macht steht, Dir helfen zu können. Ich kann Dir aber nur eine Salbe geben, die alle Fesseln sprengt, welche Du damit bestreichst.“ Sie gab ihm die Salbe und der junge Hirt zog nun weiter in die Welt.

Nach langer Wanderschaft gelangte der Hirt in einen Wald, wo er einem alten Manne begegnete, bei dem er sich erkundigte, wo die böse Urme wohne. Der alte Mann erwiderte, er wisse es nicht, aber sein Bruder, der tiefer drinnen im Walde wohne, der könnte es ihm vielleicht sagen. Der Jüngling ging nun tiefer in den Wald hinein und traf dort einen noch älteren Mann, bei dem er sich nach der Wohnung der bösen Urme erkundigte. Der alte Mann sagte: „Ich weiß es nicht, aber mein Diener, der Adler, wird es vielleicht wissen.“ Da rief er seinen Diener, der ein Adler war, herbei und fragte ihn nach der Behausung der bösen Urme. Der Adler sprach: „Sie wohnt gar weit von hier. Ein Mensch kann von hier aus erst in sieben Jahren ihre Wohnung erreichen.“ Da sagte der alte Mann: „Nimm diesen Jüngling auf Deinen Rücken und fliege mit ihm zur Wohnung der bösen Urme!“

Nachdem sich der Jüngling beim alten Manne bedankt hatte, setzte er sich auf den Rücken des Adlers, und dieser flog nun wie der Wind durch die Luft.

Nach sieben Tagen erblickten sie tief unter sich eine Burg, deren Dach weithin in der Sonne glänzte. Rings um die Burg herum wuchs viele hundert Meilen weit kein Gras, kein Baum; nur Steine und kahle Felsen waren zu sehen. Da sagte der Adler: „Das ist die

Burg der bösen Urme.“ Darauf ließ er sich in der Nähe der Burg auf die Erde nieder und sagte: „Nun steige von meinem Rücken herab, wir sind am Ziele. Doch bevor ich Dich verlasse, will ich Dir etwas mitteilen, was Dir nützen wird. Die böse Urme hat in einem Zimmer einen runden Spiegel. Sie wird Dich in das Zimmer führen, doch blicke nicht in den Spiegel, sondern gehe rasch an ihm vorüber; denn wer in den Spiegel blickt, wird in einen Stein verwandelt, welchen die Urme dann vor ihre Burg hinauswirft.“ Darauf erhob sich der Adler in die Luft und flog von dannen, der Hirt aber ging in die Burg hinein und fand dort die böse Urme beim Herde sitzen. „Was suchst Du hier?“ rief sie ihm entgegen. Der Jüngling sagte: „Ich suche einen Dienst.“ Darauf erwiderte die böse Urme: „Den kannst Du bei mir haben, wenn Du drei Arbeiten zu Stande bringen kannst. Vor allen mußt Du meinem Sohne, dem Drachen, abends — wenn er nach Hause kommt, die Haare abscheeren, ohne daß er es bemerkt. Bis er nach Hause kommt, trage diese Speise in den Keller hinab und gieb sie dem Mädchen, das Du dort finden wirst.“ Der Jüngling that also und fand im Keller ein wunderschönes Mädchen, an Händen und Füßen gefesselt, weinend sitzen. Da sagte der Jüngling: „Weine nicht, ich bin gekommen, Dich zu befreien. Vor allem muß ich dem Drachen die Haare scheeren, ohne daß er es wahrnimmt. Ich weiß nun nicht, wie ich das anfangen soll!“ Das Mädchen sprach: „Wenn der Drache nach Hause kommt, so wird er essen. Reiß' mir ein Haar aus, zerstückele es und mische es in seine Speisen, die Du am Herde finden wirst. Der Drache wird dann in einen tiefen Schlaf verfallen und dann kannst Du ihm seine Haare abscheeren. Wenn Du das gethan hast, wird er Blut schwitzen. Das Blut trockne mit einem Tuch auf und verbrenne es dann, die Asche aber sammle und hebe sie auf, denn sie wird Dir von großem Nutzen sein.“ Der Jüngling entfernte sich darauf und that so, wie das Mädchen ihm geraten hatte.

Als am nächsten Morgen die böse Urme ihren Sohn, den Drachen, geschoren sah, sagte sie: „Die erste Arbeit ist Dir gelungen. Jetzt kommt die zweite: Abends gehe in den Stall und melke die Kuh, die sich dort befindet. Jetzt aber trage diese Speise dem Mädchen in den Keller hinab.“ Der Hirt stieg in den Keller hinab und das Mädchen fragte ihn: „Hast Du das Drachenblut gesammelt und das Tuch verbrannt?“ — „Ja,“ erwiderte er, „die Asche habe ich bei

mir in der Tasche. Heute Abend muß ich die Kuh im Stall melken." Das Mädchen sagte drauf: „Wenn Du die Kuh melken wirst, werden unzählige Schlangen aus allen Ecken und Winkeln hervorkriechen und Dich erwürgen wollen. Aber das wird nicht geschehen, wenn Du die Asche unter Dich und unter die Kuh streust. In der Milch aber bade Dich, denn das wird Dir von großem Nutzen sein." Der Jüngling entfernte sich und that am Abend so, wie ihm das Mädchen geraten hatte.

Als am nächsten Tage in der Frühe die böse Urme die Milch sah, sagte sie: „Auch die zweite Arbeit ist Dir gelungen. Jetzt kommt die dritte: Du mußt mir den Ring, den ich einst in den Brunnen, vor dem Thore habe fallen lassen, heraufholen und ihn unter dem runden Spiegel im großen Zimmer aufhängen. Wenn Du dies bis Abend nicht zu Stande bringst, so lasse ich Dich von meinem Sohne zerreißen. Menschenfleisch wird ihm gar gut bekommen, denn übermorgen soll er das Mädchen, dem Du diese Speisen in den Keller tragen sollst, heiraten." Der Jüngling stieg darauf in den Keller hinab und erzählte dem Mädchen, was ihm die Urme gesagt hatte. Das Mädchen sprach: „Fürchte Dich nicht, denn Du hast Dich ja in der Milch gebadet. Das Wasser im Brunnen ist siedend heiß, aber Du wirst nun nicht verbrennen. Doch was soll ich Arme anfangen? Ich muß die Frau des Drachen werden. O könnte ich nur diese Ketten sprengen, dann wäre uns geholfen!" Da bestrich der Jüngling die Fesseln mit der Salbe die er von der guten Urme erhalten hatte und die wunderschöne Maid sprang frei aus der Ecke hervor, umarmte den Jüngling und sprach: „Heute Nacht erwarte ich Dich im Stalle und dann wollen wir beide fliehen." Der Jüngling ging nun zum Brunnen, tauchte unter das Wasser und holte den Ring herauf. Er eilte darauf ins Zimmer und hing den Ring unter dem runden Spiegel auf. Da hörte er eine Stimme rufen: „Du bist ein schöner Jüngling, Du bist ein schöner Jüngling, Du bist ein schöner Jüngling! Sieh Dich nur im Spiegel an!" Doch der Hirt entfernte sich rasch aus dem Zimmer und eilte zur bösen Urme in die Küche, wo dieselbe am Herde stand und einen Brei kochte. Als nun der Jüngling ihr sagte, daß er den Ring aus dem Brunnen heraufgeholt und unter dem runden Spiegel aufgehängt habe, da sagte sie ganz erfreut: „Du bist wert mein Mann zu werden! Ich will mich nun wieder in ein so schönes Weib verwandeln, wie es kein schöneres auf Erden giebt. Doch mußt Du mich mit

diesem Messer zerstückeln und die Stücke meines Leibes in diesem Kessel kochen. Dann steige ich als das schönste Weib der Erde aus dem Kessel hervor und wir werden dann glücklich und zufrieden mit einander leben." Der Jüngling ergriff das Messer und zerstückelte die böse Urme, doch die Stücke ihres Leibes warf er nicht in den Kessel, sondern trug sie hinaus zum Brunnen und warf sie in das Wasser. Da krachte und donnerte es in der Luft; die ganze Burg verschwand und neben ihm stand das schöne Mädchen und sagte: „Wir sind nun von der bösen Urme befreit, denn das Wasser hat sie vernichtet. Aber bald kommt ihr Sohn, der Drache nach Hause, dann sind wir verloren, wenn er uns hier findet. Doch laß uns diese in Steine verwandelten Menschen, die durch den Spiegel verunglückt sind, auch erlösen." Darauf riß sich die Maid einige Haare heraus, ließ sie im Winde fliegen und sprach:

„Die in Stein' verwandelt sind:
Tier und Mensch und Menschenkind,
Alles komme her geschwind!"

Da verwandelten sich alle Steine in Menschen und Tiere, die vor Freude, wie toll um das schöne Mädchen herumtanzten. Endlich rief das Mädchen: „Denkt an den Drachen, der bald nach Hause kommt und uns vernichten wird!" Da trat ein alter Mann hervor und sagte: „Ich war ein berühmter Zauberer, bevor ich zu dieser Urme kam, die mich in einen Stein verwandelte. Vorgestern warf die Urme die abgeschnittenen Haare ihres Sohnes, des Drachen, hinaus ins Freie und sie liegen noch immer an der Stelle, wo ich als Stein gelegen habe. Wir wollen diese Haare verbrennen und die Asche verzehren; dann kann uns der Drache nichts anhaben." Er suchte die Drachenhaare zusammen und verbrannte sie zu Asche. Dann sagte er: „Bevor Ihr von dieser Asche esset und sie hinabschluckt, denke sich jeder den Ort, wohin er möchte und wenn Ihr dann die Asche hinabgeschluckt habt, so werdet Ihr Euch gleich darauf an dem Orte befinden." Da sagte der junge Hirt zum Mädchen: „Lebe wohl! Du wirst nun zu Deiner Mutter, der guten Urme gehen wollen, ich aber werde weiter in die Welt ziehen, denn ich habe keine Heimat mehr!" Darauf begann die schöne Maid zu weinen und bat den Jüngling mit ihr zusammen zu ihrer Mutter zu kommen. Nun aßen sie alle von der Asche, schluckten sie hinab

und husch! Jeder war dort, wohin er sich gewünscht hatte. Wie freute sich die gute Arme, als der Hirt mit ihrer Tochter ins Zimmer trat! Bald darauf heiratete der junge Hirt das schöne Mädchen und nun lebten sie glücklich und zufrieden mit einander.



13. Die Blume des Glücks.

Es war einmal ein altes Mütterlein, das mit ihrem einzigen Sohne in tiefster Armut lebte. Als die Mutter im Sterben lag, weinte sie sehr über ihren Sohn und sprach: „Mein lieber Sohn, geh' in die Welt und suche Dein Glück; ich werde bald sterben, und dann hast Du hier im Dorfe niemanden, der für Dich nur ein gutes Wort hätte, denn Du bist armer Leute Kind! Wenn Du mich aber begraben hast, so komme um Mitternacht zu meinem Grabe und pflücke die Blume, die über mir wachsen wird, ab und achte auf sie wie auf Dein Augenlicht, denn sie wird Dir den Weg zu Deinem Glück zeigen." Bald starb das Mütterlein und der Sohn begrub es. Als es Mitternacht wurde, ging er hinaus auf den Friedhof und sah auf dem frischen Grabe seiner Mutter eine wunderschöne blaue Blume blühen. Er pflückte sie ab und legte sie sorgsam in seine Tasche. Am nächsten Tage zog der Jüngling in die Welt und begegnete einem hinkenden Wolf, der ihn bat: „Lieber Mann, ziehe mir die Kugel aus dem Bein!" Der Jüngling that es und der Wolf sprach: „Ich kann Dir vorläufig Deine Güte nicht vergelten, aber zieh' mir ein Haar aus, und wenn Du einmal meiner Hilfe benötigst, so hauche das Haar an!" — Hierauf zog der Jüngling dem Wolfe ein Haar aus, steckte es in die Tasche zur blauen Blume und zog weiter in die Welt. Er wanderte schon lange Zeit in der Welt herum und fand nirgends sein Glück. Da erinnerte er sich der Worte seiner sterbenden Mutter und nahm die blaue Blume aus der Tasche. Er legte sie mißmutig auf die Erde nieder und siehe! Da erhob sich die Blume in die Luft und sprach: „Komm' und folge mir! Niemand sieht mich, nur Du allein kannst mich sehen, darum

folge mir getrost nach, ich will Dich zu Deinem Glück führen!" Die Blume schwebte nun vor dem Jüngling her, der ihr überall nachfolgte. Gegen Abend kamen sie in einen Wald und da sah der Jüngling einen Fuchs, der sprach: „Lieber Mann! Eine Wespe ist mir in das Ohr gekrochen und verursacht mir große Schmerzen. Zieh' mir die Wespe heraus!" Der Jüngling that es und der Fuchs sagte darauf: „Ich kann Dir Deine Güte mit nichts anderem vergelten, als daß ich Dir etwas mitteile. Du suchst Dein Glück, doch ehe Du es findest, mußt Du bei einer bösen Urme dienen, bei der Du eine Kuh mit goldenen Hörnern drei Tage hindurch auf die Weide führen mußt, aber Du mußt wohl sorgen, daß die Kuh nicht ohne Dich nach Hause komme, sonst tadelt Dich die Urme. Wenn es Dir gelingt die Kuh auf der Weide zu halten, so verlange als Lohn für Deinen Dienst die Kappe, die hinterm Ofen am Nagel hängt. Wer diese Kappe aufsetzt ist jedem Auge unsichtbar." Dies sagte der Fuchs und verschwand, der Jüngling aber ergriff die blaue Blume, steckte sie in die Tasche und legte sich nieder.

Am nächsten Tage nahm er die Blume wieder hervor, und als er sie vor sich herschweben sah, folgte er ihr nach. Bald kamen sie an ein großes eisernes Haus und die Blume sprach: „Steck' mich nun in Deine Tasche und nimm mich nur dann hervor, wenn ich Dich rufe!" Kaum hatte der Jüngling die blaue Blume in seine Tasche gesteckt, als sich die Thür des eisernen Hauses öffnete und eine häßliche alte Frau auf der Schwelle erschien: „Was suchst Du hier?" fragte die Alte. „Ich möchte gern in den Dienst treten!" entgegnete der Jüngling. — „Gut!" antwortete die Alte, „ich will Dich in meinen Dienst nehmen. Du sollst meine Kuh mit den goldenen Hörnern auf die Weide treiben, doch darf die Kuh nicht ein einziges Mal vor Abend und ohne Dich nach Hause rennen, denn sonst muß ich Dich töten. Wenn Du aber dreimal mit der Kuh nach Hause kehrst, kannst Du Dir aus meinem Hause das wählen und mitnehmen, was Dir am besten gefällt." — Der Jüngling war mit allem einverstanden und trieb die Kuh mit den goldenen Hörnern auf die Weide. Kaum war er auf der Wiese angelangt, als die Kuh schon nach Hause rennen wollte. Da nahm der Jüngling das Wolfshaar hervor, hauchte es an, und es kam darauf der Wolf mit vielen tausend Wölfen, welche die Kuh umringten und nicht von der Stelle ließen. Am Abend trieb der Jüngling die Kuh nach Hause und legte sich nieder. Am zweiten Tage geschah es ebenso

und als am dritten Tage der Jüngling mit der Kuh zur Urme kam, hieß sie ihn sich etwas aus ihrem Hause zu wählen. Er wählte die Kappe und nahm sie vom Nagel herab. Doch die Urme schrie auf und wollte sie ihm aus den Händen reißen, der Jüngling aber setzte die Kappe schnell auf seinen Kopf, und so konnte ihn die Urme nicht fangen. Als er ins Freie hinausgelangte, steckte er die Kappe in seine Tasche und hörte die Blume rufen: „Nimm mich heraus!“ Er nahm sie heraus und folgte nun der schwebenden Blume nach.

Tagelang wanderte der Jüngling in der Welt herum und war schon ganz verzweifelt, als er in ein Gebirge kam. Ermüdet setzte er sich nieder und hörte die Blume sagen: „Steck' mich in Deine Tasche!“ Er that es und legte sich in den Schatten eines Baumes Es war schon längst Abend geworden, und der Jüngling schlief noch immer. Der Mond schien hell und beleuchtete die grauen Felsen des Gebirges. Keinen Laut konnte man hören, das ganze Gebirge lag wie todt im tiefen Schlaf. Da erscholl ein Schrei und unser Jüngling erwachte. Als er erschreckt um sich blickte, bemerkte er eine große Kröte, die einen kleinen Mann, der nur zwei Spannen hoch war, — am Fuße herumzerrte. Der Jüngling sprang auf und warf einen großen Stein auf die Kröte, daß sie den Mann losließ, der schnell zum Jüngling lief und ihn bat, ihn auf seinen Arm zu heben. Der Jüngling that es und der kleine Mann sagte: „Du hast mich gerettet, aber wohin sollen wir uns nun verbergen, denn die Kröte ist eine böse Urme, die viele hundert Kröten herbeirufen wird, die uns tödten werden.“ Der Jüngling nahm schnell die Kappe hervor und setzte sie auf. Kaum daß er dies gethan, so rückten viele tausend Kröten heran und suchten nach dem Jüngling, doch sie konnten ihn nicht sehen. Der Jüngling ging nun mit dem kleinen Mann weiter und als sie in der Frühe an eine Höhle kamen, sagte der kleine Mann: „Setze mich auf den Boden nieder, und folge mir nach. Ich will Dich reich und glücklich machen.“ Und er führte den Jüngling in die Höhle hinein, wo er an eine Felsenwand dreimal anklopfte und rief:

„Öffnet die Thüre?
Gast ich jetzt führe,
Brüder, zu Euch,
Öffnet mir gleich!“

Darauf öffnete sich eine Thür und der kleine Mann sagte: „Verstecke Deine Kappe, damit Dich meine Brüder sehen können.“

Der Jüngling steckte die Kappe in die Tasche und sie traten in ein schönes, hölzernes Zimmer. Von hier gingen sie in ein eisernes Zimmer, dort waren wunderschöne Flinten und Säbel aufgestellt. Nun traten sie in ein silbernes Zimmer, dort waren viele silberne Flaschen aufgestellt. Darauf öffneten sie eine Thür und traten in ein goldenes Zimmer. Dort waren viele kleine Männer um einen König versammelt, der auch so klein war, wie die anderen Männer und einen langen silbernen Bart hatte. Der kleine Mann führte den Jüngling vor den König und sprach: „Mein gnädigster Herr König! Dieser Jüngling hat mich vom Tode gerettet. Die Urme, die im Gebirge wohnt, hat sich in eine Kröte verwandelt und mich beinahe getödtet." Der König blickte auf den Jüngling und sprach: „Du hast meinem besten Diener das Leben gerettet. Nun will ich Dich dafür belohnen und Dir solche Geschenke geben, durch welche Du glücklich wirst." Und er riß sich aus dem Barte ein silbernes Haar heraus, gab es dem Jüngling und sagte: „Wenn Du in Not bist, aber nur in sehr großer Not, so hauche dies Haar an, und ich werde mit meinem Volke erscheinen und Dir helfen." Dann führte er den Jüngling in das silberne Zimmer, gab ihm dort eine silberne Flasche und sagte: „Wenn Du mit dem Wasser, welches nie abnimmt, einen Stein befeuchtest, so wird er sogleich zu lauterem Gold." Nun führte er den Jüngling zurück in das eiserne Zimmer, gab ihm dort eine Flinte und sprach: „Mit dieser Flinte triffst Du alles, worauf Du mit ihr zielst. Nun aber lebe wohl, denn kein Erdensohn darf länger bei uns weilen." Hierauf führte ihn der kleine Mann hinaus und sprach: „Du wirst bald an den gläsernen Berg kommen, in welchem ein Drache die schönsten drei Jungfrauen der Welt hütet. Wenn Du dort in Not geraten solltest, so ruf' uns nur zu Hilfe." Er küßte nun den Jüngling dreimal und ging dann zurück in die Höhle. Da rief die Blume: „Nimm mich heraus!" Der Jüngling that es und folgte der schwebenden Blume nach.

Gegen Abend kam er an einen See und legte sich am Ufer nieder. Kaum, daß er sich ausgestreckt hatte, so erblickte er auf einmal drei goldene Gänse, die auf dem See herumschwammen. Der Jüngling ergriff rasch die Flinte, zielte auf die kleinste der Gänse; zwei Gänse flogen erschreckt von dannen, die kleinste aber verwandelte sich in eine schöne Jungfrau, die sagte: „Du hast mir meine menschliche Gestalt wiedergegeben, die der Drache auf dem gläsernen Berge mir und meinen zwei Schwestern genommen hat. Ich will gerne

Dein Weib werden, wenn Du auch meinen Schwestern die menschliche Gestalt wiedergiebst.“ —

Am nächsten Tage gelangten sie an den gläsernen Berg, in welchem der Drache mit den zwei Schwestern wohnte. Da steckte der Jüngling die Blume in die Tasche zurück, nahm das silberne Haar hervor und hauchte es an. Auf einmal erschienen viele tausend kleine Männer, deren König aber sagte: „Ich weiß, was Du willst! Du möchtest in den gläsernen Berg hinein und kannst nicht. Nun, wir wollen Dir ja helfen.“ Darauf begannen die kleinen Männer zu hämmern, klopfen, bohren und in kurzer Zeit brachen sie ein großes Loch in den gläsernen Berg. Als sie mit der Arbeit fertig waren, verschwanden sie eben so rasch, wie sie gekommen waren. Im gläsernen Berge aber krachte und donnerte es und zwei goldene Gänse flogen heraus. Der Jüngling ergriff die Flinte, zielte und die Gänse fielen als zwei schöne Jungfrauen auf die Erde. Da aber kam auch der Drache hervor und stürmte auf den Jüngling los, doch dieser zielte mit seiner Flinte auf ihn und der Drache verwandelte sich in Staub und Rauch, den der Wind brausend weiter führte. Als dies alles geschehen, flog die blaue Blume hervor und sagte: „Lebe wohl, mein Kind! Ich bin die Seele Deiner gestorbenen Mutter, nun muß ich zurück, in den Himmel, woher ich gekommen bin!“ Darauf verschwand die blaue Blume, der Jüngling aber heiratete die jüngste der Schwestern, die zwei anderen heirateten auch gar bald darauf und sie lebten nun alle glücklich, reich und zufrieden beisammen.

14. Die Schlange als Ehemann.

Es lebte einmal ein armer Zigeuner am Rande eines Waldes mit seinen drei Töchtern in einer kleinen Hütte. Eines Tages, zeitig in der Frühe, gingen sie in den Wald um Ruten zu schneiden. Gegen Abend sprach der Vater also zu seiner ältesten Tochter: „Geh, und hole mein Beil, das ich im Walde auf einen Stein gelegt habe!“ Die älteste Tochter ging davon und als sie an die Stelle kam, lag eine Schlange auf dem Beile. „Pack Dich!“ sprach die Maid, „laß

mich das Beil aufheben!" Aber die Schlange rührte sich nicht von der Stelle, sondern sagte: „Küß mich vorerst, dann kannst Du das Beil haben!" — „Ich Dich küssen!" rief die Maid, „nein, das thue ich nimmer!" Darauf lief sie davon und erzählte ihrem Vater das Geschehene. Da ging die zweite Tochter in den Wald, damit sie das Beil hole; aber sie hatte auch nicht den Mut, die Schlange zu küssen und kam ohne das Beil zu ihrem Vater zurück, dem sie sagte: „Ich mag die Schlange nicht küssen und getraue mich auch nicht, sie zu tödten, denn ich will nicht unglücklich werden."*) Nun machte sich die jüngste Tochter auf den Weg, indem sie sagte: „Ich werde schon das Beil holen!" Als sie zur Schlange kam und diese einen Kuß begehrte erschrak sie zwar, trat dann aber beherzt an die Schlange heran und küßte sie. Da sprach die Schlange: „Du hast mich geküßt; jetzt mußt Du mit mir in meine Wohnung kommen; dort wirst Du keinen Mangel, keine Not kennen." Die Maid erwiderte: „Ich muß zuerst das Beil meinem Vater übergeben, dann kehre ich zurück und gehe mit Dir."

Die Maid trug das Beil zu ihrem Vater und erzählte, was ihr die Schlange aufgetragen habe. Ihre Schwestern wollten sie zwar nicht fortziehen lassen, aber sie packte schnell ihre Siebensachen zusammen und ging zur Schlange zurück. Diese führte sie weit ins Gebirge hinauf, wo sie in einem Häuschen wohnte. Als sie in das Haus traten, sprach die Schlange zur Maid: „Dies ist unsere Wohnung. Speise und Trank werden wir stets haben. Ich krieche unter den Herd und wenn Du mich benötigst, so rufe mich." Darauf kroch die Schlange unter den Herd, die Maid aber nähte, aß, trank, sang und blickte zuweilen zum Fenster hinaus in den schönen, grünen Wald. Als sie sich niederlegte, kroch die Schlange unter dem Herde hervor und sagte: „Heb' mich in Dein Bett!" Die Maid erschrak zwar, aber was sollte sie thun, — sie hob die Schlange zu sich hinauf ins Bett . . . .

So verstrich ein halbes Jahr; da traf es sich einmal, daß die Maid gerade zum Fenster hinaus in den Wald blickte, als sie den ersten Menschen seit ihrem Aufenthalt bei der Schlange — sah; es war ein schöner, junger Herr, der zu ihr herantrat und mit ihr zu

*) Eine Schlange zu tödten, ist für ein Weib unheilbringend: als Jungfrau wird sie den Männern verhaßt und bleibt ungefreit, als Ehefrau hat sie schwere Geburten zu bestehen u. s. w.

sprechen begann. Am nächsten Tag kam er wieder und nach Verlauf einer Woche fragte er die Maid: „Willst Du mein Weib werden?“ Die Maid erwiderte: „Komm' morgen her, dann will ich es Dir sagen.“ Als sie die Schlange abends in ihr Bett hob, sagte sie zu ihr: „Ein schöner, junger Herr will mich heiraten. Was soll ich thun? soll ich zu ihm gehen?“ — „Ja,“ antwortete die Schlange, „morgen kannst Du zu ihm ziehen und wenn es Dir bei ihm schlecht ergeht, dann komme nur zu mir zurück.“ So geschah es auch. Am nächsten Tage kam der junge Herr und führte die Maid mit sich in einen schönen Garten, wo sie in einem schönen, großen Hause wohnten und ein halbes Jahr glücklich mit einander lebten. Da geschah es, daß die junge Frau niederkam und neun junge Schlangen zur Welt brachte. Als dies ihr Gemahl hörte, sagte er: „Du bist eine Hexe und jetzt verzehre sogleich Deine Schlangenkinder und dann räume das Haus, sonst lasse ich Dich verbrennen!“ Die arme junge Frau aß in ihrem Schrecken die Schlangenkinder und verließ das Haus ihres Gatten. Lange Zeit hindurch wanderte sie, bis sie die Stelle erreichte, wo einst die Hütte ihres Vaters gestanden, aber sie fand jetzt keine Spur mehr weder von ihrem Vater, noch von ihren Schwestern. Sie ging nun zur Schlange. Als sie in den Wald kam, wo sie einst mit der Schlange gelebt, da bemerkte sie zu ihrem größten Erstaunen ein schönes Schloß, vor dessen Thüre ihr Vater und ihre Schwestern standen und sie bewillkommenten. Im Schloß war auch ihr Gemahl zugegen, der sie umarmte und küßte und endlich also sprach: „Vor vielen Jahren beleidigte ich einmal die Schlangenkönigin, die mich deshalb in eine Schlange verwandelte und Du hast mich erlöst, indem Du Deine neun Schlangenkinder verzehrtest. Hättest Du sie nicht aufgegessen, so hätte ich noch lange warten müssen, bis mich eine Maid küßt, zu mir zieht und meine Schlangenkinder verzehrt.“

Nun begann das rechte Leben! Trinken und Essen in Hülle und Fülle; ich war auch dabei und dort hörte ich dies Märchen.

15. Der Hund und das Mädchen.

Es war einmal ein armer Zigeuner, der eine gar schöne Tochter besaß, die er wie sein Augenlicht bewachte, denn er wollte sie einem Häuptlinge zur Frau geben; darum hielt er sie stets im Zelte zurück, wenn die Mädchen und Jünglinge abends beim Feuer saßen und sich Märchen erzählten oder gar mit Spiel und Tanz die Zeit verkürzten. Nur ein weißer Hund war der stete Gesellschafter dieses armen Mädchens. Niemand wußte, wem der Hund eigentlich gehöre, woher er komme. Er hatte sich einmal zur Bande gesellt und blieb von der Zeit an der treue Gefährte des armen, schönen Mädchens.

Da geschah es einmal, daß des Mädchens Vater in eine ferne Stadt ziehen mußte, um dort seine Besen, Körbe, Löffel und Tröge zu verkaufen. Er ließ seine Tochter mit den anderen Weibern bei den Zelten auf der Haide zurück und begab sich mit den Männern in die Stadt. Dies betrübte die arme Maid gar sehr, denn nun sprach zu ihr kein Mensch, da alle Weiber sie wegen ihrer Schönheit gar sehr beneideten und ihr deshalb aus dem Wege gingen; kurz, sie nicht gerne sahen. Nur der Hund blieb ihr treu und dieser sprach einmal zu ihr, als sie abends gar traurig vor dem Zelte saß, die Worte: „Komm', gehen wir hinaus auf die Haide, dort will ich Dir sagen, wer ich eigentlich bin!“ Das Mädchen erschrak, denn nie hatte sie gehört, daß es auch Hunde giebt, die wie Menschen reden können; als aber der Hund seine Bitte wiederholte, stand das Mädchen auf und ging mit ihm hinaus auf die Haide. Dort sagte der Hund: „Küß' mich und ich werde ein Mensch!“ Das Mädchen küßte ihn und siehe! vor ihr stand ein wunderschöner Mann. Er setzte sich neben das Mädchen in das Gras und erzählte, daß er von einer Urme in einen Hund verwandelt worden sei, weil er einen von den goldenen Äpfeln, die der Urme gehörten, habe stehlen wollen. Nun müsse er als Hund leben und dürfe nur einmal im Jahre seine frühere Gestalt annehmen und auch dann nur auf eine Nacht, wenn ihn zuvor ein Mädchen geküßt habe. Sie erzählten sich noch gar viel und kosten die ganze Nacht hindurch im hohen Grase. Als der Tag dämmerte, schlich das Mädchen mit dem Hunde zu ihrem Zelte zurück und von nun an waren die beiden gar gute Freunde.

Der arme Zigeuner kam aus der Stadt auf die Haide zurück und da er viel Geld verdient hatte, so war er auch sehr gut gelaunt. Als er wieder in die Stadt mußte, um seine Besen und Löffel zu verkaufen, blieb das Mädchen mit dem Hunde bei den Zelten zurück und gebar in einer Nacht einen kleinen weißen Hund. Da erschrak sie sehr und lief in ihrer Angst zum großen Fluß, wo sie ins Wasser sprang. Als die Leute sie aus dem Wasser ziehen wollten, fanden sie ihren Leichnam nicht und der alte Zigeuner, der Vater des armen Mädchens, wollte sich auch ins Wasser stürzen, als ein fremder, schöner Herr herankam und sagte: „Ich will Euch sogleich die Leiche verschaffen!" Er nahm nun ein Stück Brot, küßte es und warf es dann in das Wasser. Sofort tauchte das todte Mädchen aus dem Wasser hervor. Die Leute zogen die Leiche ans Land und trugen sie zu den Zelten zurück, um sie nach drei Tagen zu begraben. Der fremde Herr aber sagte: „Ich will meine Geliebte lebendig machen!" Und er nahm den kleinen, weißen Hund, den Sohn des todten Mädchens und legte ihn an die Brust der Leiche. Da begann der Hund zu saugen und als er sich satt getrunken hatte, erwachte die todte Maid und als sie den schönen Mann vor sich stehen sah, sprang sie auf und flog in seine Arme, denn er war ihr Geliebter, der früher als weißer Hund bei ihr gelebt hatte.

Alle freuten sich gar sehr, als sie diese wunderbare Geschichte vernahmen und niemand dachte an den kleinen, weißen Hund, an den Sohn des schönen Mädchens. Da hörten sie plötzlich das Weinen eines Kindes und als sie um sich blickten, sahen sie ein kleines Kind im Grase liegen. Da war erst die Freude groß. Der kleine Hund war verschwunden und hatte eine menschliche Gestalt angenommen. Sie feierten nun Hochzeit und Taufe zu gleicher Zeit und lebten in Glück und Reichtum bis an ihr seliges Ende.

16. Der Köhlerssohn und die neun Raben.

Weit oben im Gebirge lebte ein armer Köhler mit seinem einzigen Sohne. Sie lebten beide in größter Armut und hatten manchen Tag im Jahre, der für sie wahrlich kein Pfingsttag, sondern ein gar erbärmlicher Fasttag war. Eines Tages ging der alte Köhler in den

Wald hinein, um Kohlen zu brennen, der Junge aber blieb zu Hause, setzte sich vor die Thür der Hütte und weinte bitterlich, denn der Hunger plagte ihn gar sehr. Da sah er neun Raben hoch in der Luft fliegen. Acht Raben ließen sich auf das Dach der Köhlerhütte nieder, der neunte aber flog zum Köhlerjungen, setzte sich auf seine Schulter und sagte: „Weine nicht, Du armer Junge, heute um Mitternacht komm' zur großen Eiche dort oben bei der Quelle, dort wirst Du Speise und Trank finden.“ Darauf flog der Rabe mit seinen Kameraden von dannen. Bei Anbruch der Dämmerung ging der junge Köhler zur großen Eiche, die oben im Gebirge bei einer Quelle stand; dort legte er sich nieder und schlief gar bald ein. Kurz vor Mitternacht wurde er wach und sah ein Mädchen mit goldenen Haaren vor der Eiche stehen. Ein schöneres Mädchen gab's im ganzen Lande nicht. Das Mädchen küßte den Jungen und sagte: „Warte nur einen Augenblick, gleich kommen meine Brüder und bringen Dir Speise und Trank!“ Darauf klatschte sie dreimal laut in ihre schneeweißen Hände und da kamen acht Raben geflogen und brachten im Schnabel große Schüsseln und Krüge, gefüllt mit Speisen und Wein. Der Junge sättigte sich gar bald und küßte und herzte das wunderschöne Mägdelein. Mit Tagesanbruch stand das Mägdelein auf, schied vom jungen Köhler und sprach: „Komm' wieder um Mitternacht her zu dieser Eiche!“ Darauf verwandelte sich das Mägdelein in einen Raben und flog krächzend mit den anderen davon; der Junge aber nahm den Rest der Speisen und den übrig gebliebenen Wein, trug es nach Hause zu seinem alten Vater und erzählte ihm das Geschehene. Dem Vater machten die Speisen und der Wein recht große Freude.

Als es Abend wurde, ging der junge Köhler wieder zur großen Eiche hinauf in das Gebirge und kam am nächsten Morgen wieder mit Speisen beladen zu seinem Vater zurück. Dem Alten gefiel dies Leben gar wohl. Er arbeitete nicht mehr, sondern verkaufte die Speisen, die er nicht verzehren konnte, im nächsten Dorfe den Bauern. Mit dem Gelde aber ging er zum Juden ins Wirtshaus und trank dort so lange bis er keinen Kreuzer mehr hatte. Dann ging er wieder hinauf ins Gebirge, in seine Wohnung, wo er stets frische Speisen und Wein fand, von denen er aß und trank, und den Rest wieder im Dorfe den Bauern verkaufte, für das Geld aber sich im Wirtshaus unterhielt, trank und Karten spielte.

Nachdem er es einige Wochen so getrieben, wurde der Jude

neugierig, wo der arme Köhler die Speisen zum Verkauf hernähme und er beschloß, ihm nachzuschleichen und ihn zu beobachten. Eines Tages schlich er also dem Köhler nach und hörte, wie der Junge seinem Vater gerade vom Mädchen mit den goldenen Haaren und den guten Speisen erzählte. Als der Abend anbrach, schlich der Jude dem Jungen nach, stahl sich unter die große Eiche und versteckte sich daselbst. Um Mitternacht kam das wunderschöne Mädchen und die Raben brachten wieder Schüsseln mit Speisen und Wein. Als das Mädchen sich neben den Jungen auf den Rasen niederließ, bemerkte der Jude den goldenen Zopf, sprang auf und schnitt ihn ab; das Mädchen aber verwandelte sich rasch in einen Raben und flog mit den andern krächzend davon. Der Junge packte den Juden, schlug ihn todt und warf ihn in einen Graben, den goldenen Zopf aber steckte er weinend in seine Tasche.

Als es wieder Abend wurde ging er wieder zur Eiche, wartete dort bis Tagesanbruch, aber die Raben und das Mädchen kamen nicht. Einige Wochen hindurch ging er jeden Abend zur Eiche und wartete bis Tagesanbruch auf das schöne Mädchen und die Raben, doch die kamen nimmer wieder. Da klagte und weinte der junge Köhler und verließ endlich seinen Vater, der nun wieder arbeiten und Kohlen brennen mußte. Er wollte in die Welt ziehen und nicht eher heimkehren, bis er das Mädchen mit den Raben gefunden. Er ging hinauf zur Eiche, um noch einmal den Ort zu sehen, wo er so glücklich gewesen war. Da bemerkte er unter der Eiche ein Loch. Er schlug mit seinem Stock an den Rand des Loches und siehe, da wurde das Loch so groß, daß er bequem hineintreten konnte.

Als er in die Höhle eintrat, gewahrte er eine goldene Thür; er faßte die Klinke, die Thür öffnete sich und in einem goldenen Zimmer bemerkte er einen Greis, der auf goldenem Stuhle saß und einer kleinen Schlange zu fressen gab. Als dieser den jungen Köhler bemerkte, sagte er zu ihm: „Ich weiß, warum Du her gekommen bist, Du suchst die neun Raben, die Du aber kaum wiedersehen wirst! Die neun Raben sind meine Kinder, meine acht Söhne und meine einzige Tochter. Ich war vor vielen Jahren ein mächtiger, reicher König und als meine Frau starb, wollte eine Urme, daß ich sie heirate und zur Königin mache. Doch ich that es nicht und die Urme rächte sich an mir und an meinen Kindern. Mein reiches Land verwandelte sie in dieses Gebirge, die Menschen in Raben, mein goldenes

Haus in dieses Zimmer. Nun hat sie mir auch Deinetwegen meine Kinder geraubt und zu sich in die Burg genommen, welche ein feuriger Fluß umgiebt. Ich weiß, Du willst meine Kinder und mein Land vom Zauber befreien und deshalb gebe ich Dir diese Schlange, die einst mein Diener gewesen, mit auf den Weg; sie wird Dich zur Urme und zu meinen Kindern führen. Das Übrige ist Deine Sache!" Dies sagte der Greis und gab dem Jungen die Schlange. Der Junge küßte dem alten Manne die Hand und ging mit der Schlange fort.

Als sie an einen hohen Berg kamen, sprach die Schlange zum Jungen: „Lieber Freund, setz' mich jetzt auf die Erde und folge mir dahin nach, wohin ich krieche." Neun Tage und neun Nächte lang kroch die Schlange ununterbrochen den hohen Berg hinan und der Junge folgte ihr todmüde nach. Als sie den Gipfel des Berges erreicht hatten, sagte die Schlange: „Hier rasten wir, und warten bis die Raben zur Urme nach Hause fliegen." Nicht lange Zeit brauchten sie zu warten, denn kaum daß sie eine Stunde gerastet hatten, flogen die neun Raben krächzend auf den Gipfel des Berges. Als sie den Jungen bemerkten, flog der kleinste der Raben zu ihm heran und rief: „Du hast mein goldenes Haar. Sorge dafür, daß man es Dir nicht entwendet. Bald gelangst Du zur Burg der Urme. Reiß' aus meinem Flügel eine Feder heraus und wenn ihr an den feurigen Fluß kommt, so stecke die Schlange in die Tasche zu meinem goldenen Haare; die Feder aber schwinge neunmal in der Luft um Dich herum, so wirst Du über den feurigen Fluß fliegen können." Darauf flogen die Raben krächzend davon, der Junge aber und die Schlange stiegen die andere Seite des hohen Berges hinab.

Im Thale fanden sie einen Baum, der wunderschöne Äpfel trug. Als der Junge die Äpfel bemerkte, sagte er zur Schlange: „Ich muß einen Apfel essen, denn ich bin sehr hungrig und ich kann kaum gehen!" Doch die Schlange erwiderte: „Lasse die Äpfel am Baume, denn Du wirst von ihnen so schläfrig, daß Du schlafen mußt und nicht weiter gehen kannst." Der Junge hörte nicht auf die Schlange und aß von den wunderschönen Äpfeln. Kaum hatte er einen Apfel verzehrt, so verfiel er in einen tiefen Schlaf. Da kam aus dem hohen Gras eine Kröte sachte herangeschlichen und als sie bemerkte, daß der Junge eingeschlafen, kroch sie in seine Tasche, wo das goldene Haar der Königstochter verborgen war. Doch in

derselben Tasche war auch die Schlange, die sich fest um den Leib der Kröte wickelte, so daß sie laut zu jammern begann. Der Junge erwachte darauf, griff in seine Tasche und holte die Schlange mit der Kröte hervor. Schon wollte er Beide von sich werfen, als die Schlange rief: „Nimm schnell die Feder hervor und fliege mit uns weiter; wenn wir an den feurigen Fluß kommen, so wirf die Kröte hinein.“ Gesagt, gethan. Bald waren sie hoch oben in der Luft und grade über dem feurigen Fluß, da warf der Junge die Kröte in die Flammen. Da krachte der Himmel und zitterte die Erde und der Jüngling verfiel in einen tiefen Schlaf. Als er erwachte, sah er sich in einem prachtvollen Zimmer auf prachtvollem Bette gelagert und lächelnd stand vor ihm das wunderschöne goldhaarige Mädchen und sprach: „Ich danke Dir, Du hast uns erlöst!“ Mehr konnte sie nicht sprechen, denn es kam der alte König mit seinen acht Söhnen, mit dem alten Köhler und mit seinem Diener, der früher die Schlange gewesen. Sie alle freuten sich gar sehr und blieben beisammen in Freude und Frieden. Der Junge und das goldhaarige Mädchen wurden ein Pärchen — und hier endigt das Märchen.

17. Der arme Korbflechter und die drei Quellen.

In einem kleinen Gebirgsdorfe lebte einmal ein armer Korbflechter mit seiner alten Mutter. Er war sehr häßlich von Gestalt, lahm und schielte mit dem linken Auge. Die Leute im Dorfe sagten: er habe den „bösen Blick“ und gaben sich nicht gerne mit ihm ab. Man nannte ihn weit und breit den „dummen Georg,“ denn er hatte ein sehr gutes Herz und teilte sein letztes Stückchen Brot mit den Menschen, die es verlangten. Und dies hielten die Leute für Dummheit. Die jungen Leute im Dorfe trieben nur Spott mit ihm, die alten aber wichen ihm aus, weil sie sich vor „seinem bösen Blick“ fürchteten. So lebte nun der arme Korbflechter einsam und allein mit seiner Mutter am Ende des Dorfes in einer kleinen Hütte und ging tagtäglich in den Wald, um Ruten zu schneiden, aus denen er Körbe flocht, die er dann in der Stadt verkaufte. So verstrich ein Jahr nach dem andern und Georg lebte noch immer allein mit seiner

Mutter in der kleinen Hütte am Ende des Dorfes. Da wurde einmal die alte Frau krank und fühlte, daß bald ihre letzte Stunde schlagen werde. Sie rief ihren Sohn zu sich und sprach zu ihm: „Gräme Dich nicht, mein Sohn Georg, und bekümmere Dich nicht um das Gerede der Leute. Du wirst noch einmal schön und reich werden und das schönste Weib der Erde wirst Du heiraten." Bald darauf starb sie und Georg ließ sie begraben, vom Popen aber eine Woche hindurch jeden Tag eine Messe lesen. Nach einer Woche verkaufte er seine Hütte am Ende des Dorfes und zog in die Welt. Wo er einen Wald fand, da schnitt er sich Ruten und flocht daraus Körbe, die er den Leuten verkaufte.

Einmal kam Georg in einen Wald, wo er sehr schöne Ruten fand. Er schnitt sich einige Ruten ab und ging tiefer in den Wald hinein, wo er noch schönere fand. Je tiefer er in den Wald hineinging, desto schönere Ruten fand er. Kaum daß er sich einige Bündel Ruten geschnitten hatte, so mußte er sie schon wegwerfen, denn stets fand er schönere, die ihm besser gefielen. So kam er immer tiefer in den Wald hinein, bis er gegen Abend auf silberne Ruten stieß. Schnell warf er die Bündel weg und schnitt sich von den silbernen Ruten mehrere Bündel ab. Bald fand er goldene Ruten und warf die silbernen weg, um sich goldene zu schneiden. Als er mehrere Bündel zusammen hatte, bemerkte er zu seinen Füßen eine Quelle fließen. Er ging die Quelle entlang und kam zu einem goldenen Felsen, aus dem das Wasser weiß wie Milch hervorsprudelte. Neben dem Felsen saß ein Mädchen, schön wie die Sonnenkönigin, doch so nackt, wie sie auf die Welt gekommen. Ringsum war es schon ganz dunkel, nur um das Mädchen herum glänzte es wie goldener Sonnenschein. Der Korbflechter trat näher und sagte mit bebender Stimme: „Ich habe mich im Walde verirrt und kann den Ausweg nicht finden." Drauf erwiderte das Mädchen: „Als Du auf die Welt kamst, fiel gewiß kein Stern auf die Erde!*) Und das ist für Dich ein großes Glück, daß Du diese Quelle gefunden hast. Wer nämlich in dieser Quelle badet, der wird so schön wie ich. Wenn Du mir versprichst: keinem Menschen ein Sterbenswörtchen davon zu sagen, so will ich Dir erlauben, Dich in dieser Quelle zu baden!" Der arme Korbflechter versprach, das Geheimniß zu bewahren und

*) Dem Volksglauben der Zigeuner gemäß zeigt ein fallender Stern die Geburt eines schönen Kindes an, das reich und wohlhabend wird.

legte sich so wie er war, in das Wasser. Nach einer Weile sagte die Jungfrau: „Komm' jetzt heraus aus dem Wasser und sieh Dich in diesem Spiegel an!" Darauf reichte sie ihm einen Spiegel und Georg stieg aus dem Wasser. Als er sich im Spiegel besah, rief er aus: „Das bin ich nicht!" Die Jungfrau entgegnete lächelnd: „Ja, Du bist gar schön geworden!" und sie betrachtete den Jüngling von allen Seiten, der in prächtigen Kleidern vor ihr stand. Da fragte er die Maid: „Fürchtest Du Dich nicht, hier im Walde allein zu wohnen?" — „Nein!" entgegnete die Maid, „her kommt gar selten jemand und mir kann überhaupt kein lebendes Wesen schaden. Ich lebe auch nicht lange. Gestern kam ich auf die Welt und nach einem Jahre falle ich als Schaum ins Wasser zurück. Dann steigt ein anderes Mädchen aus dem Wasser hervor, das auch nach einem Jahre verschwindet und so geht dies fort und fort." Da wurde der Jüngling gar traurig, denn er hatte die wunderschöne Maid liebgewonnen. Nach einer Weile fragte er sie: „Und dürft Ihr nicht heiraten oder wenigstens Euch von hier entfernen?" — „Nein," antwortete die Maid, „wir können nur die Frau des Mannes werden, der die Quelle der Klugheit gefunden und aus ihr getrunken hat. Dann werden wir auch gewöhnliche Jungfrauen, aber behalten unsere Schönheit. Doch das kommt gar selten vor, daß eine von uns solchen Mann findet!" — „Wo ist denn die Quelle der Klugheit?" fragte der Korbflechter. — „Das weiß ich nicht!" entgegnete das Mädchen. — „Und sei sie am Ende der Welt! ich muß sie finden und binnen Jahresfrist kehre ich zu Dir zurück!" Da lachte das schöne Mädchen und sprach: „Nun gehe! Ich will stets nur von Dir träumen und wenn Du so glücklich bist, die Quelle der Klugheit gefunden zu haben, so bringe auch mir Wasser mit." Traurig entfernte sich nun Georg mit seinen goldenen Rutenbündeln und erreichte nach längerem Herumirren eine Wiese, wo er sich niedersetzte und über das Geschehene nachdachte. —

Viele Tage vergingen und Georg irrte noch immer in der Welt herum, ohne die Quelle der Klugheit gefunden zu haben. Da gelangte er einmal in eine wüste Gegend, wo kein Baum, kein Gras wuchs. Er irrte in dieser Wüste herum und kam endlich am dritten Tage in einen Wald, wo er einen Fluß entlang bis zu einer Quelle kam. An der Quelle, deren Wasser wie lauteres Gold glänzte, saß ein dickes, fettes Weib und schlummerte. Der schöne Korbflechter trat heran und rief: „Wißt Ihr, wo die Quelle der Klugheit

fließt?" Das Weib erwachte, sah sich den schönen Jüngling an und sprach: „Was geht mich die Quelle der Klugheit an! Hier ist die Quelle des Reichtums und wer in ihrem Wasser badet, der wird reich, denn jeder Stein, den er angreift, verwandelt sich in seinen Händen zu Gold. Huh! ich bin hungrig!" Darauf ergriff sie mit den Zähnen ihren Arm und verzehrte ihn. Kaum hatte sie ihn verschlungen, so wuchs ihr schon ein neuer und zwar ein noch dickerer und fetterer Arm an Stelle des früheren. Nun sagte das Weib zum Jüngling: „Weil Du so wunderschön bist, so will ich Dir erlauben, in dieser Quelle zu baden, wenn Du mir versprichst: keinem Menschen davon ein Sterbenswörtchen zu sagen." Georg versprach, das Geheimniß zu bewahren und legte sich so wie er war, in das Wasser. Als er heraussstieg, war das Weib schon fest eingeschlafen und Georg zog weiter in die Welt.

Das Jahr ging bald um und Georg hatte die Quelle der Klugheit noch immer nicht gefunden. Wohin immer er kam, hatten ihn die Leute wegen seiner Schönheit und seines Reichtums gar lieb; die schönsten Weiber liefen ihm nach, doch er beachtete sie nicht, sondern erkundigte sich fortwährend nach der Quelle der Klugheit. Niemand konnte ihm Auskunft geben, wo er diese Quelle finden könnte. An einem Morgen zeitig in der Frühe ging er über eine schöne Wiese und sah einen weißen Hirsch mit goldenem Geweih langsam über die Wiese hinweg dem nahen Walde zuschreiten. Georg folgte ihm nach und gelangte gegen Mittag in ein Gebirge, wo der Hirsch auf einmal spurlos verschwand. Kein Weg, kein Steg war zu sehen und so ging denn Georg immer weiter, bis er endlich eine Quelle fand, an welcher ein alter Mann saß. Er fragte ihn: „Ist dies die Quelle der Klugheit?" Der Alte antwortete: „Ja! Ich weiß schon, daß Du sie suchst! Nun also trinke aus dieser Quelle und werde klug!" Georg trank und schöpfte in eine goldene Flasche Wasser aus dieser Quelle, um es seiner Geliebten, dem schönen, nackten Mädchen zu bringen. Dann hob er einige große Steine auf, verwandelte sie in Gold und wollte sie dem alten Manne geben, doch dieser lachte und sprach: „Behalte das Gold! Wenn ich wollte, so könnte ich mir durch meine Klugheit große Reichtümer erwerben. Doch ich begnüge mich mit dem, was ich habe. Du aber gehe in die Welt und lehre die Menschen, damit sie klüger werden!" Georg ging nun weiter und fand durch seine Klugheit gar bald den

kürzesten Weg zu seiner Geliebten, die nun vom mitgebrachten Wasser trank und sich dadurch in das schönste menschliche Weib verwandelte. Georg heiratete das schöne Mädchen und sie lebten glücklich und zufrieden bis an ihr seliges Ende.

18. Die verliebte Stiefmutter.*)

Es war einmal ein alter König, der hatte nur ein einziges Kind, einen kleinen Sohn, der war aber auch der schönste Knabe auf der Welt. Als er auf die Welt kam, starb seine Mutter und da der alte König nicht wieder heiraten wollte, so nahm er ein wunderschönes Mädchen zu sich ins Haus, das den Knaben waschen und kämmen, hegen und pflegen sollte.

Eines Tages sagte Mara, das schöne Mädchen, zum Königssohne: „Höre, mein liebes Kind, willst Du nicht Deinem Vater sagen, daß er mich zur Frau nehmen soll, damit ich Deine Mutter werde. Ich werde Dich dann besser putzen und lieber haben, als alle Menschen der Welt!" — „Ja, ich will es meinem Vater sagen," erwiderte der Knabe, „doch mußt Du mich dann auch lieber haben, als die ganze Welt!" — Als der König am Abend nach Hause kam, sprach der Sohn zu seinem Vater: „Willst Du nicht die Mara zur Frau nehmen, die so hübsch ist und mich mehr liebt, als die ganze Welt?" Der König aber versetzte: „Ich bin alt und brauche kein Weib; sie ist jung, ich bin König und sie ist ein armes Mädchen."

Als der schöne Königssohn der Mara sagte, was sein Vater geantwortet habe, da sprach diese also: „Gehe zu Deinem Vater und sage ihm, daß ich ihn so lieben will, wie ein Kind seinen Vater liebt. Ich will nur darum Königin werden, damit ich Tag und Nacht bei Dir verweilen kann, ohne daß die Leute uns Schlechtes nachreden." Der Knabe ging nun zu seinem Vater und erzählte ihm, was ihm Mara aufgetragen hatte. Der alte König heiratete also die arme Mara, die eine gar schöne Frau war und als der Königssohn heran-

*) Ein Seitenstück zum deutschen „Dornröschen". Bislang ist eine solche Fassung des „Dornröschen"-Märchens unbekannt gewesen.

wuchs, meinten die Leute, sie passe besser zu ihrem Stiefsohn, als zu ihrem alten Gatten.

Von der Zeit an, wo Mara Königin wurde, begann für den schönen Königssohn das goldene Leben. Was sein Herz begehrte, alles erfüllte ihm die schöne Mara und nie hat die Sonne auf eine solch' gute Stiefmutter geschienen. Ihre Liebe wuchs von Tag zu Tag und als der Königssohn achtzehn Jahr alt wurde, da meinten die Leute, Mara und der Königssohn seien Mann und Frau, die einander so recht von Herzen liebten. Als einmal der Königssohn solches Gerede vernahm, da wurde es ihm gar trüb zu Mute, denn er liebte zwar seine Mutter, wie ein Sohn seine Mutter lieben soll, aber Mara's tolle Liebe, bemerkte er erst jetzt, als schon die Sperlinge auf dem Dache davon wußten. Obendrein hatte er selbst schon ein passendes Liebchen für sich gefunden, das die jüngste Tochter eines benachbarten Königs war. Der schöne Königssohn ging nun zu seinem alten Vater und sprach zu ihm also: „Vater, die Leute reden über mich und meine schöne Stiefmutter viel Schlechtes! Ich werde also heiraten müssen, und nehme die jüngste Tochter unseres Nachbars, des mächtigen Königs jenseits der hohen Berge zur Frau!" Drauf entgegnete der alte König: „Du hast Recht, mein Sohn! Heirate, damit die Leute nicht noch mehr Böses reden können. Deine Stiefmutter hat ihr Wort gehalten: Sie liebt Dich mehr als die ganze Welt!"

Der schöne Königssohn machte sich nun auf den Weg zu seiner Liebsten; seine Stiefmutter aber verkleidete sich als Handelsfrau, nahm allerlei Sachen in einem Korb mit sich und eilte ihrem Sohne nach. Als sie ihn einholte, bat sie ihn, ihr etwas abzukaufen. „Kauf' eine von diesen Haarnadeln; wer eine solche besitzt, bleibt ewig jung und schön!" sagte die verkleidete Stiefmutter. Der junge Königssohn kaufte auch zwei Haarnadeln, eine für sich, die andere für seine Geliebte, und als er oben im Gebirge war, steckte er die eine Nadel in seine Haare. Aber welch' Unglück kam über ihn! Er verfiel in tiefen Schlaf und blieb im Gebirge liegen. Kaum daß er vom Schlaf bewältigt, auf die Erde sank, so wuchsen rings um ihn herum dichte Büsche, Sträuche und Bäume, die ihn von allen Seiten verdeckten, so daß er von keinem Auge gesehen werden konnte.

Der alte König wartete nun vergebens auf die Rückkehr seines Sohnes. Endlich schickte er Leute zum benachbarten König und ließ nach seinem Sohne forschen. Als die Leute zurückkehrten und dem

König meldeten, daß sein Sohn bei seiner Geliebten nicht gewesen und im ganzen Reiche nicht zu finden sei, da ließ er seine junge Frau vor sich rufen und fragte sie also: „Sag' an, wo ist mein Sohn? Du allein weißt es! Wäre er verloren oder todt, da wäre Dein Schmerz größer als der meine. Du allein bist froh und guter Dinge, während wir alle trauern!" Da lachte die Königin und sprach: „Warum soll ich traurig sein, wenn Dein Sohn sich wohl befindet!" Ich allein weiß es, wo er sich befindet!" Da wurde der König sehr zornig und ließ die Königin tödten, denn die Leute glaubten, daß sie den schönen Königssohn umgebracht habe.

Die jüngste Tochter des benachbarten Königs verließ ihren Vater und zog in das Gebirge hinauf, wo sie sich eine Hütte bauen ließ und fern von allen Menschen leben wollte. Eines Tages sah sie eine goldene Schlange aus einem dichten Gebüsch schlüpfen. Die Schlange schlich zur schönen Königstochter heran und bat sie um Milch. Die Jungfrau gab ihr einen Napf voll Milch und als sie gegessen hatte, sprach sie also: „Du bist gutherzig und verdienst, daß der schönste Mann der Erde Dein Gemahl werde. Komm', ich führe Dich zum verzauberten Königssohn. Nimm aus seinen Haaren die Nadel heraus und er wird wieder erwachen!" Da führte sie die schöne Jungfrau durch dichte Gebüsche zum schlafenden Königssohn. Da zog die Maid die Nadel aus seinen Haaren, worauf er erwachte und als er seine Geliebte vor sich stehen sah, umarmte und küßte er sie und als sie zu Hause ankamen, feierten sie ihre Hochzeit neunzig Tage lang und als ich am neunundachtzigsten Tage auch zugegen war, erzählten sie mir ihre Geschichte.



19. Die vertriebenen Kinder.



In einem dichten Walde lebte ein armer Mann mit seinen zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Da er den ganzen Tag über im Walde Holz fällen mußte, um sein tägliches Brot zu verdienen, so waren die Kinder sich selbst überlassen und wuchsen auf, wie die Tiere des Waldes. Da dachte der arme Mann: ich muß

doch noch einmal heiraten, dann wird es schon besser gehen; wenigstens habe ich jemanden, der meine Kinder pflegt! — Gesagt, gethan! Der arme Mann heiratete eine alte Jungfrau aus dem nächstgelegenen Dorfe und brachte sich mit ihr den Teufel ins Haus, denn sie war ein grundböses Weib, das Tag und Nacht zankte, Gott und Menschen lästerte, die Stiefkinder schlug und dem Mann sagte, er solle die Kinder aus dem Hause schaffen. Der Mann willigte ein und sagte eines Abends zu seiner Frau, als diese ihm wieder die Kinder vorbrachte: „Gut; morgen nehme ich die Kinder mit in den Wald und lasse sie dort! Gott wird für sie sorgen, sie beschützen und ihnen helfen.“ Dies hörte das kleine Mädchen und weckte ihren Bruder auf, dem sie das Gehörte mitteilte. Der Knabe hörte sie an und sagte darauf: „Ich habe soeben einen wundervollen Traum gehabt! Mir träumte, wir gingen mit einander in einer schönen Stadt herum, wo viele schöne Häuser standen und im schönsten, da wohnten wir. Unser Haus war aus lauter Gold und wir hatten so schöne Kleider an, daß uns die Leute bewunderten und höflich grüßten.“ Er legte sich drauf auf die andere Seite und schlief wieder ein, während sein Schwesterchen bitterlich weinte.

Zeitig in der Frühe da kam der Vater, weckte die Kinder und sprach: „Steht auf, Ihr sollt mit mir in den Wald gehen, dort könnt Ihr Euch Erdbeeren sammeln, während ich Holz spalte.“ Die Kinder erhoben sich von ihrem Lager und das kleine Mädchen schlich in die Küche, wo sie ihre Taschen mit Asche anfüllte. Als nun die Kinder mit dem Vater in den Wald gingen, führte sie dieser in solche Gegenden, wo nur Bäume und Sträucher standen, aber weit und breit kein Weg, kein Steg zu sehen war. Das kleine Mädchen ließ hin und wieder Asche auf die Erde fallen und schritt mit ihrem Bruder lustig und guter Dinge hinter ihrem Vater her. Als sie schon tief in den Wald gedrungen waren, sagte der Vater: „Nun Kinder, hier sind schöne Erdbeeren und Schwämme, sammelt Euch davon, so viel Ihr nur könnt. Ich gehe nur hier ein wenig abseits und fälle einen Baum.“ Er küßte darauf die Kinder und ging tiefer in den Wald hinein. Das kleine Mädchen aber bemerkte, daß sich dem Vater die Augen mit Thränen füllten, als er sie beide küßte und sie sprach zu ihrem Bruder: „Unser Vater liebt uns doch, denn er weinte beinahe, als er uns küßte. Doch hör nur, er verläßt uns ja doch nicht; hörst Du dort seine Axt erschallen, wie er die Bäume fällt!“ Der Knabe erwiderte: „Meinetwegen! wenn er uns auch

hier im Walde verläßt, so sind wir doch geborgen. Ich weiß, mein Traum wird in Erfüllung gehen und wir werden noch reiche und angesehene Leute, reicher als alle die Leute, welche wir neulich in der Stadt gesehen haben, als wir dort mit dem Vater Holz verkauften." Bald vergaßen die armen Kinder ihr Leid und spielten vergnügt bis es Abend zu werden begann. Da sprach die Schwester zum Bruder: „Komm, laß uns gehen; ich höre noch den Vater Holz fällen; komm, gehen wir zu ihm!" Sie gingen nun auch in der Richtung, woher die Axtschläge kamen und gelangten endlich nach langem Suchen an einen großen Baum, an dem das Beil des Vaters aufgehängt war und im Winde sich hin und her bewegte, an den Stamm schlug und so die Kinder in der Ferne getäuscht hatte. Der Knabe holte die Axt vom Baume herab und die Kinder begaben sich auf den Heimweg. Der Mond schien hell und so konnten sie gar leicht die ausgestreute Asche finden.

Als sie spät in der Nacht die Hütte ihrer Eltern erreichten, blickten sie neugierig durchs Fenster in die Stube und sahen, wie ihr Vater traurig sein Nachtmahl verzehrte, das ausnahmsweise aus Braten und weißem Brod bestand; sie hörten auch, wie der Vater zu seinem Weibe sagte: „Könnt' ich nur dieses Essen mit meinen Kindern theilen; die armen Würmchen werden jetzt hungrig im Wald herumirren!" Da lachte die böse Stiefmutter und sprach: „Unkraut verdirbt nicht; sie werden schon ihr Leben fristen, so wie sie können, wenigstens sind wir eine Last los!" Kaum daß sie dies gesagt, klopfte der Knabe ans Fenster und rief: „Gebt uns auch Speise und Trank, wir sind auch hungrig und durstig!" Erfreut eilte der Vater ins Freie hinaus und brachte seine Kinder in die Hütte, doch darüber geriet die böse Stiefmutter in heftigen Zorn und sagte: Na, Ihr Tagediebe, seid Ihr zurückgekehrt? hat Euch denn der Teufel nicht holen können!" Die Kinder achteten nicht auf ihr Gerede, aßen ganz wohlgemut mit ihrem Vater vom Braten und weißem Brode und legten sich ermüdet auf ihr Lager, wo sie gar bald einschliefen. Am anderen Tage führte der Vater seine Kinder wieder in den Wald, aber das kleine Mädchen streute wieder Asche aus und so gelangten sie am Abend zum großen Ärger ihrer Stiefmutter glücklich in ihre Hütte.

Am nächsten Tage führte sie der Vater wieder in den Wald, das Mädchen aber streute jetzt nicht Asche,' sondern Hirse aus, welche

die Vögel verzehrten und als sie am Abend nach Hause zurückkehren wollten, fanden sie keine Hirse mehr vor und verirrten sich im Walde, in dem sie eine volle Woche umherschweiften, ohne einen Ausweg zu finden. Am siebenten Abend kamen sie vor eine Hütte und begehrten von einer alten Frau, die dort wohnte, Einlaß. Die Alte sah sich die zwei Kinder näher an und sagte leise vor sich hin: „Schade!" — „Was sagt Ihr, Schade!" fragte sie der Knabe, der das Wort gehört hatte. — „Schade, sagte ich," antwortete die Alte. „Es ist Schade um Euch, daß Ihr so jung schon sterben müßt. Wißt, mein Bruder ist ein Drache, der das Menschenfleisch überaus liebt, wenn er Euch hier trifft, so lebt Ihr nicht lange. Doch ich will Euch verbergen, so gut ich kann." Und sie versteckte darauf die Kinder unter das Bett, hieß sie ruhig sein und kein Wort zu sprechen, was immer sie hören oder sehen sollten. Kaum waren sie in ihrem Versteck, als sie ein fürchterliches Tosen, Schwirren und Sausen im Walde vernahmen, als wenn ein großer Sturmwind durch die Äste brausen würde. Gleich darauf öffnete sich die Thüre der Hütte, und hereinstürzte der Drache, der Bruder der alten Frau. „Das war ein schwerer Tag!" sagte der Drache zu seiner Schwester. „Doch es ist ja alles glücklich überstanden. Ich habe den mächtigen Zauberer jenseits des Gebirges besiegt. Sieh her, Schwester! sieh Dir nur meine Beute an. Dies Tuch besitzt die Eigenschaft, daß wenn man sich darauf setzt, man dahin fliegen kann, wohin man will; dies Wasser in der Flasche rettet jeden Menschen vom Tode und in diesem Spiegel kann man alles sehen, was man zu sehen wünscht. Durch diese drei Dinge bin ich der mächtigste Drache geworden und werde alle andern Drachen vernichten können, so daß ich der Herr der ganzen Welt sein werde. Doch leider muß ich sieben Jahre noch warten, denn erst dann erlangen diese drei Dinge ihre Eigenschaft bei jedem neuen Besitzer." Bald darauf legte er sich nieder, schlug noch einigemal mit seinem mächtigen Schwanze auf den Boden, so daß die ganze Hütte erzitterte und schlief dann ein, während die alte Frau hinter dem Ofen schnarchte.

Die Kinder hatten das Gespräch des Drachen gehört und von ihrem Versteck aus gesehen, wohin er die drei wundervollen Dinge gelegt hatte. Sie krochen ganz sachte unter dem Bette hervor, ergriffen das Tuch, die Flasche und den Spiegel und wollten aus der Hütte hinaus ins Freie fliehen, aber o Jammer! die Thüre war versperrt! Während sie ratlos vor der verschlossenen Thür standen,

nahte sich ihnen eine buntbefleckte Katze, die sie bis jetzt gar nicht bemerkt hatten. Sie krümmte den Rücken, miaute ganz leise und sprach: „Wenn Ihr mich auch mitnehmt, so öffne ich Euch die Thür!“ Die Kinder willigten mit Freuden ein und die Katze schlug mit ihrem Schweif an die Thür, welche sich darauf ganz leise öffnete, so daß die Kinder sammt der Katze ins Freie gelangen konnten. Sie wanderten wieder einige Tage lang, als sie die Katze an einen großen See führte und sagte: „Hier wollen wir bleiben und die sieben Jahre zubringen, bis die drei Zauberdinge ihre Kraft wieder erlangen.“ Der Knabe baute also eine Hütte und sie lebten nun hier vergnügt mit einander. Der Knabe fing Fische und Krebse, die Katze hingegen versah die Küche mit Vögeln und Eiern und das Mädchen kochte und bereitete die Speisen. Feuer machte stets die Katze, indem sie das Holz mit ihrem Schweif einigemal berührte, worauf dasselbe Feuer fing. Hatten sie gar nichts zu thun, so erzählten sie sich Märchen oder sangen Lieder. Ich war auch einigemal bei ihnen auf Besuch und will euch ein Lied vorsingen, das ich dort gelernt habe.

Vöglein, dort im grünen Wald!
Sag' mir: wird es Sommer bald,
Werd' ich Liebchen wiedersehn,
Eh' noch Winterstürme wehn?

„Sehn' Dich nicht nach Deinem Lieb,
Das zwei Tag' nicht treu Dir blieb!
Küßt im Heu Soldaten zwei, —
Mit der Treu' ist's längst vorbei!“

So vergingen die sieben Jahre und die Kinder wuchsen heran; der Knabe wurde ein schöner, starker Jüngling, das Mädchen eine wunderschöne Jungfrau, die in ihren Federkleidern, welche sie sich aus den Häuten der Vögel zusammennähten, gar lieblich aussahen; nur die Katze veränderte sich nicht, sie blieb immer die alte, scheckige Katze. Da sagte das Mädchen zu ihrem Bruder und der Katze, als diese einmal abends von der Jagd heimkehrten: „Die sieben Jahre sind schon um. Wir sollten versuchen, ob die drei Dinge ihre Zauberkraft zurückgewonnen haben.“ Darauf sagte die Katze: „Gut, versuchen wir den Spiegel. Sehen wir nach, wie sich unsere Väter befinden.“ Und sie nahmen den Spiegel hervor und blickten hinein, da sahen sie zuerst ihren Vater in der Hütte am Gebirge sitzen und sein Nachtmahl verzehren. Darauf sahen sie einen Friedhof und

dort ein frisches Grab, in welchem sie ihre todte Stiefmutter erblickten. Die Kinder freuten sich sehr darüber, daß ihr Vater gesund und am Leben sei, ihre böse Stiefmutter aber todt im Grabe liege. Dann blickten sie wieder in den Spiegel und sahen eine wunderschöne Stadt und mitten drin ein hohes, prachtvolles Haus und im Hause da ruhte auf seidenem Lager ein kranker Greis und rang mit dem Tode. Als sie dies sahen, schrie die Katze laut auf, jammerte, weinte und sprach: „Das ist mein Vater!" Die Geschwister blickten erstaunt auf die Katze und diese fuhr fort: „Ich war die Tochter dieses Königs, den Ihr dort liegen seht. Der Drache wollte mich zu seiner Frau machen, und da ich widerstrebte, so verwandelte er mich in eine Katze." Da trösteten sie die Geschwister und sagten: „Gleich wollen wir uns auf das Tuch setzen und zu Deinem sterbenden Vater fliegen und ihm vom Wasser in der Flasche zu trinken geben." Der Jüngling hob nun die weinende Katze auf seinen Arm, streichelte sie und küßte ihr haariges Mündchen. Und siehe da! Die Katze bekam wieder ihre menschliche Gestalt und vor den Geschwistern stand eine wunderschöne Jungfrau und sprach verschämt zum Jüngling: „Du hast den Zauber gebannt und mir die menschliche Gestalt wiedergegeben, ich werde Dir nun alles zu Liebe thun, rette nur meinen Vater!" Sie setzten sich nun eilig aufs Tuch und flogen windschnell durch die Luft, der Stadt zu, wo der König im Sterben lag. Zeitig in der Frühe erreichten sie die Stadt und stiegen vom Tuch. Die beiden Jungfrauen blieben im Walde vor der Stadt und nur der Jüngling eilte mit der Flasche zum kranken König, als er durch die Stadt ging und in das goldene Haus des Königs eintrat, bemerkte er, daß er diese Stadt und dieses Haus schon im Traume gesehen habe, und zwar in der Nacht, in welcher seine Stiefmutter die Entfernung der Kinder aus der Hütte beschloß. Er trat zum König und sprach: „Herr König, trinkt aus dieser Flasche und Ihr werdet dann nicht sterben." Der König sah ihn mißtrauisch an, ergriff dann die Flasche und that einen tüchtigen Zug. Kaum daß er die Flasche dem Jüngling zurückgegeben hatte, so sprang er vom Bette und tanzte vor Freude im Saale wie toll herum, küßte und herzte den Jüngling zum Entsetzen aller Grafen und Herren, die im Zimmer zugegen waren, und sprach: „Du sollst mein Sohn werden, ich gebe Dir die Hälfte meines Landes und alles, was Dein Herz nur begehrt." Der Jüngling bedankte sich für die große Güte des Königs und sprach: „Herr König, ich will Euch noch eine große Freude

bereiten! Kommt jetzt mit mir in den Wald und Ihr werdet Euch gewiß noch mehr freuen, als jetzt." Da ging der König und seine Grafen und Herren mit dem Jüngling in den Wald, da erst begann die rechte Freude, als der König seine Tochter umarmte. Sie kamen nun alle in die Stadt, in das Haus des Königs und alle Leute, denen sie begegneten, grüßten den König und die Geschwister, grade so, wie es der Jüngling geträumt hatte. Nach kurzer Zeit wurden der Jüngling und die Königstochter ein Paar, die Jungfrau heiratete ein reicher Graf., und der arme Mann, den sie aus dem Gebirge auch zu sich holen ließen, hatte die Freude, seine Kinder glücklich verheiratet zu sehen und vielleicht leben sie auch jetzt noch, wenn ihnen das Wasser aus der Flasche nicht ausgegangen ist.

20. Die Waise.

In einem Dorfe lebte eine böse Wittfrau, die hatte eine sehr schöne Stieftochter. Das Mädchen war arbeitsam und fleißig und wurde von allen Menschen im Dorfe geliebt und ihre Stiefmutter schlug sie tagtäglich und haßte sie gar sehr. Sie hatte nämlich einmal geträumt, daß sie durch ihre Stieftochter umkommen werde und seit der Zeit trachtete sie nach dem Leben des Mädchens. Einmal in der Nacht stand sie auch auf, ging zum schlafenden Mädchen und wollte es ermorden. Doch sie fürchtete sich vor der Strafe und stach dem Mädchen nur die Augen aus. So dachte sie, wird mir die Dirne nicht das Leben nehmen können. Nach einigen Tagen jagte sie das blinde Mädchen von ihrem Hof und den Nachbarn, die ihr darüber Vorwürfe machten, sagte sie: „Mein Gott! Was kann ich dafür, daß sie blind geworden und daß ich eine arme Frau bin. Ich bin nicht im Stande, eine Blinde zu ernähren; wenn sie betteln geht, wird sie es besser haben, als bei mir."

Lange Zeit irrte die arme Maid bettelnd in der Welt herum, als sie einmal einer guten Urme'begegnete, die sich ihrer erbarmte und ihr ein Wasser mit den Worten gab: „Bestreiche Deine Augen mit

diesem Wasser und Du wirst wieder sehend werden.“ Sie bestrich die Augen mit dem Wasser und wurde sehend. Sie zog nun weiter und kam auf eine Wiese, wo sie einer Biene begegnete, die gar bitterlich weinte, denn sie hatte ihr Augenlicht verloren. Das Mädchen wusch ihr die Augen mit dem Wasser und sie gewann sogleich ihr Augenlicht wieder. Das Mädchen ging nun ein Stückchen weiter und fand eine Taube, die gar bitterlich weinte, denn sie war blind. Das Mädchen bestrich ihr die Augen mit dem Wasser und sie wurde sogleich sehend. Gegen Abend kam das Mädchen an einen See und sah auf der Oberfläche des Wassers einen großen Fisch schwimmen, der bitterlich weinte. Das Mädchen fragte ihn: „Warum weinst Du?“ — „Siehst Du denn nicht, daß ich blind bin!“ antwortete der Fisch. Und das Mädchen sagte: „Schwimm' her ans Ufer, ich werde Dich wieder sehend machen.“ Der Fisch schwamm ans Ufer, und das Mädchen bestrich ihm mit dem Wasser die Augen, worauf er sein Augenlicht wieder gewann.

Nicht weit vom See wohnte eine reiche Frau, die hatte viele Mägde und Knechte. Sie nahm auch das Waisenmädchen in ihren Dienst. Lange Zeit lebte die Maid sehr glücklich und zufrieden. Eines Tages aber, als sie vom Felde heimkehrte, hörte sie, daß ihre Herrin eine neue Köchin gedungen hätte. Abends beim Nachtmahl sah sie die neue Köchin und erkannte in ihr ihre böse Stiefmutter, die aus ihrem Dorfe sich hatte entfernen müssen, weil die Leute erfahren hatten, daß sie ihrer Stieftochter die Augen ausgestochen habe. Lange Zeit lebten sie beisammen, gingen sich aber aus dem Wege und thaten so, als würden sie sich gar nicht kennen. Doch die böse Stiefmutter dachte stets an ihren Traum und trachtete nach dem Leben ihrer Tochter. Einmal sagte sie ihrer Herrin, die Maid hätte sich in der Küche gerühmt, in einer Nacht ein Haus erbauen zu können. Als sie vom Felde heimkehrte, befahl ihr die Frau ein Haus zu erbauen, sonst ließe sie sie tödten. Da ging das Mädchen weinend ins Freie und es flog die Biene herbei und sprach: „Ich weiß warum Du weinst, doch gehe nur ruhig in Deine Kammer und lege Dich schlafen, das Haus werde ich Dir schon erbauen lassen.“ Da kamen vieltausend Bienen und bauten ein Haus aus Wachs, das war schöner als das schönste Haus des Königs.

Die Herrin lobte die Magd und sprach: „Ich habe gehört, daß Du im Stande bist, einen Brief in einer Stunde viele tausend

Meilen weit zu tragen und auch zurückzukehren. Nun, hier hast Du einen Brief, trag' ihn zu meiner Schwester, die dreihundert Meilen weit von hier wohnt, doch sollst Du in einer Stunde mit der Antwort hier sein, sonst ergeht es Dir schlecht!" Da ging das arme Mädchen mit dem Brief in den Wald und weinte gar bitterlich und es flog der Vogel herbei und sprach: „Gieb' her den Brief und warte auf mich. In einer Stunde bin ich mit der Antwort bei Dir." Darauf nahm er den Brief in seinen Schnabel und flog von dannen. Nach einer Stunde kam der Vogel mit der Antwort zurück und das Mädchen trug den Brief zur Frau. Die Herrin sagte darauf: „Du bist ein braves Mädchen und ich will Dich an Kindesstatt annehmen, wenn Du mir den Ring holst, den ich vor Jahren in den See geworfen habe." Da ging das Mädchen an den See und es schwamm der Fisch herbei und brachte den Ring, welchen die Maid ihrer Herrin übergab. Diese fragte sie nun, wie sie dies alles habe vollbringen können. Und die Jungfrau erzählte ihr, wie ihre Stiefmutter, die nun im Hause Köchin sei, ihr die Augen ausgestochen, wie sie wieder sehend geworden und wie sie die Aufträge ihrer Herrin habe vollbringen können. Da ließ die Frau die böse Stiefmutter tödten und nahm die Maid an Kindesstatt an und hier ist das Märchen zu Ende, lauf' zum Teufel behende.

21. Die Rose und der Musikant.*)

Es lebte einmal ein König mit seiner jungen Frau in Glück und Zufriedenheit. Lange Zeit blieb ihre Ehe kinderlos und das machte die Königin trübsinnig, den König mißmutig. Da ging die Königin einmal zu einer alten Frau, die allerlei Zauberstücke verstand, nnd bat sie um Rat. Die alte Frau sagte; „Das ist eine sehr schwere Sache. Wenn Du eine Tochter haben willst, so kann ich Dir einen Rat geben, aber einen Sohn wirst Du nie gebären. Am Charfreitag in der Nacht kurz vor der zwölften Stunde gehe

*) Vgl. Schulze's Bezauberte Rose.

allein auf den Friedhof, grabe Dir das Bein eines Gehenkten heraus und trage es nach Hause. Am ersten Ostertag verbrenne das Bein zu Pulver und nimm dann ein Haar eines Mädchens, das sieben Jahr, sieben Monat, sieben Wochen und sieben Tage alt ist. Lege das Haar zum Pulver und koche beides mit Stechapfelsamen*) in einem neuen Topf. Dann esse den Brei und Du wirst eine Tochter gebären." Die Königin that alles so, wie die Alte es ihr vorgeschrieben hatte und gebar eine wunderschöne Rose, die durchs offene Fenster ins Freie schwebte und dort an einem Rosenstrauch hängen blieb. Der König lief mit seinen Dienern in den Garten und wollte die Rose vom Strauche pflücken, doch kein Mensch war im Stande, dies zu thun; so fest war die Rose an den Strauch gewachsen. Da eilte der König erzürnt zu seiner Frau; „Ein ordentliches Weib bringt Kinder auf die Welt, nicht aber Rosen! Du bist eine Hexe und mit einer solchen will ich nicht in einem Lande wohnen. Also entferne Dich sogleich aus meinem Lande, denn sonst lasse ich Dich tödten!"

Die kranke Königin mußte aus dem Bette aufstehen und sich aus dem Lande entfernen. Als sie im Garten zur Rose kam, weinte sie bitterlich und küßte ihr Rosenkind. Da glänzte ein Tautropfen im Kelche der Rose und eine Stimme sprach: „Mutter weine nicht! Trinke diesen Tropfen, der in meinem Kelche glänzt und Du wirst überall Speise und Trank finden, wo Du es eben benötigst."

Die Königin erfüllte den Wunsch der Rosentochter und entfernte sich aus dem Lande. Sie kam nach langer Wanderschaft in einen Wald, wo sie eine geräumige Höhle fand. Da dachte sie sich: „Hier will ich wohnen. Ich will keinen Menschen mehr sehen und hier einsam und allein leben!" Sie sammelte nun Moos und Gräser und richtete sich die Höhle wohnlich ein. Jedesmal in der Frühe, wenn sie aufwachte, fand sie für den Tag die feinsten Speisen und Getränke vor. Die wilden Tiere des Waldes thaten ihr nichts zu Leide, im Gegenteil, wenn sie Langeweile hatte, so kamen die Bären, Wölfe und Füchse mit ihren Jungen herbei, tanzten und spielten, daß oft die arme Königin herzlich lachen mußte. Die Vöglein sangen ihr die schönsten Lieder und die schönsten Blumen wuchsen um ihre

*) Der Stechapfel ist mit den Zigeunern nach Europa gekommen und wird von ihnen zu allerlei Zaubermitteln, Geheimtränken u. s. w. verwendet.

Höhle herum. So lebte die unglückliche Königin lange Zeit im Walde, ohne daß sie wußte, was der König und ihre Rosentochter daheim machten. —

Jahre kamen und vergingen und die Rose blüte Jahr aus Jahr ein im Garten des Königs; im Winter und Herbst ebenso wie im Sommer und Frühling. Der König trat oft an die Rose heran und wollte sich an ihrer Schönheit ergötzen, doch so oft er sich ihr näherte, schloß sie ihren Kelch und hing welk an ihrem Stengel. Das bekümmerte den König sehr und einmal, als er wieder traurig vor der Rose stand, murmelte er leise vor sich hin: „Wenn ich nur wüßte, warum die Rose so welk wird, wenn ich mich ihr nähere!" Darauf hörte er eine Stimme sagen: „Meine Mutter hast Du aus dem Lande vertrieben und läßt sie an der Grenze in einer Höhle wohnen. Wenn Du meine Mutter zu Dir ins Haus zurück nimmst, so werde ich nicht mehr welk vor Deinem Anblick."

Der König schickte nun seine Leute nach allen Richtungen aus, um die Königin zu suchen und nach Hause zu bringen. Einige Diener fanden die Königin in der Höhle und führten sie zum König. Da begann wieder das lustige Leben im Hause des Königs. Auch die Rose blüte jetzt schöner als je und wurde nicht mehr welk, wenn sich der König ihr näherte. Mit der Zeit verbreitete sich die Kunde von des Königs Tochter, der Rose, durch alle Lande und viele Leute kamen, um diese Wunderblume zu sehen. Es kamen Herren und Könige und brachten der Rose kostbare Geschenke. Sie dachten, daß sie vielleicht dadurch ihr die menschliche Gestalt zurückgeben könnten. Doch die Rose blieb am Strauche und verwandelte sich nicht in ein Mädchen. Zauberer, böse und gute Irmen fragte der König um Rat und versprach ihnen kostbare Geschenke, wenn sie der Rose eine menschliche Gestalt geben könnten; doch niemand konnte das zu Stande bringen.

Da kam einmal ein junger Musikant in den Garten des Königs. Der König und die Königin blickten gerade zum Fenster hinaus und hörten den jungen Musikanten sprechen: „O, das ist eine wundervolle Rose, die muß ich wenigstens küssen, denn abpflücken darf ich sie ohnehin nicht." Und er küßte die Rose, setzte sich darauf nieder und begann auf seiner Geige ein so trauriges Lied zu spielen, daß der König und die Königin laut weinten und aus dem Kelch der Rose glänzende Perlen auf die Erde fielen. Da auf einmal sprang

aus der Rose ein wunderschönes Mädchen hervor, umarmte den Musikanten, küßte ihn und sprach: „Hätte jemand früher gespielt, so hätte ich meine menschliche Gestalt auch früher erlangt.“ Der König und die Königin und alle Leute im Lande waren außer sich vor Freude. Der Musikant blieb beim König und heiratete später die Königstochter, die er stets seine goldene Rose nannte.

22. Der starke Königssohn.

Es war einmal ein König, der hatte eine wunderschöne Frau, die er gar sehr liebte. Nach Jahr und Tag kam die Königin in gesegnete Umstände und gebar einen haarigen Knaben, der gleich nach seiner Geburt herumzulaufen und zu sprechen begann. Er war schon gleich nach seiner Geburt so stark, daß er große Steine hoch in die Luft schleudern konnte und die stärksten Männer zu Boden warf. Als der König hörte, daß seine Frau einen haarigen Knaben geboren habe, wollte er ihn gar nicht sehen und befahl seinen Dienern die Königin und ihr Kind in den Wald zu führen, die Beiden dort zu tödten und ihm die Herzen der Getödteten zu bringen. Die Diener führten nun die Königin und ihren Sohn in den Wald und wollten sie tödten. Da sagte der Knabe: „Bevor Ihr uns tödtet, laßt meine Mutter in die Höhle gehen und dort beten.“ Sie willigten ein und ließen die Königin in die Höhle gehen. Auf dem Wege dahin aber flüsterte der Knabe seiner Mutter zu: „Was immer geschehen sollte, rühr' Dich nicht aus der Höhle, sondern warte mich ab.“ Als die Königin sich entfernt hatte, sagte der Knabe: „Also Ihr wollt uns tödten? Das möchte ich nun gerne sehen, wie Ihr das eigentlich anfangen wollt!“ Die Diener stürzten sich auf den Knaben und wollten ihn mit ihren Messern erstechen. Er ließ es willig geschehen, daß sie ihre Messer in seinen Leib schlugen und sprang lachend wie toll herum und rief: „Nun ist es genug! Wenn Ihr mich noch weiter kitzelt, so werde ich Euren Rücken so streicheln, daß Ihr Euch darüber gewiß nicht bedanken werdet.“ Und als die Diener trotzdem nicht nachließen, ihn mit den Messern zu stechen,

so packte er einen am Kragen und schlug mit ihm die anderen zu Boden. Als sie sich erhoben, fingen sie an auf ihn zu schießen. „Jetzt spuckt Ihr mich gar noch an! Na wartet Ihr Lumpenkerle!“ Er warf nun riesige Steine auf die Diener des Königs und schlug sie alle todt, mit Ausnahme eines Einzigen, den er laufen ließ, damit der König den Tod seiner Diener erfahre. Er ging darauf zu seiner Mutter in die Höhle und als er sie weinen sah, sagte er: „Weine nicht, liebe Mutter! Wir bleiben hier in dieser Höhle und ich werde schon sorgen, daß Dir kein Leid geschieht!“

Nun richtete der haarige Knabe die Höhle wohnlich ein und als er damit fertig war, ging er hinaus in den Wald. Da sah er auf einmal sieben Teufel, die sich um einen langen Strick herumbalgten. Er trat an die Teufel heran und fragte sie, warum sie sich denn eigentlich herumbalgten? Doch keiner gab ihm eine Antwort, sondern sie balgten sich fort. Darüber ärgerte sich der haarige Knabe, riß einen Buchenbaum sammt den Wurzeln aus der Erde, und erschlug sechs Teufel, der siebente aber wollte mit dem Strick weglaufen. Da ergriff ihn der Knabe und fragte ihn: „Was hat denn der Strick an sich, daß Ihr Euch wegen ihn auf Tod und Leben herumgebalgt habt?“ Der Teufel wollte ihm nicht antworten, da warf er ihn auf den Boden, daß seine Knochen krachten. Jammernd erzählte nun der Teufel: „Dieser Strick besitzt die Eigenschaft, daß, wenn man mit ihm einen Ort, ein Haus oder einen Garten umspannt, niemand hineindringen kann.“ Der haarige Knabe steckte nun den langen Strick in die Tasche und ließ den Teufel laufen. Als er darauf zu seiner Mutter kam, spannte er den Strick rings um die Höhle auf und sagte seiner Mutter: „Jetzt kannst Du innerhalb dieses Strickes Dich frei herumbewegen, denn keine menschliche Gewalt kann hereindringen. Ich gehe jetzt in die Stadt und hole uns Lebensmittel.“ Darauf entfernte er sich.

Der haarige Knabe erreichte bald die Stadt, wo sein Vater, der König, wohnte, begab sich auf den Markt und sagte dort den Leuten, die Brod und Kuchen verkauften: „Gebt mir Brod und Kuchen!“ Sie gaben ihm Brod und Kuchen und verlangten nun das Geld. „Was wollt Ihr?“ fragte der Knabe, „Geld wollt Ihr haben? Gleich will ich Euch bezahlen!“ Darauf schlug er ein Laib Brod mit solcher Gewalt an den Kopf des Bäckers, daß dieser blutig zusammenbrach. Auch machte er es mit dem Fleischer und dem Kauf-

mann ebenso, belud sich mit allen möglichen Sachen und als die Leute Geld forderten, schlug er sie und entfernte sich darauf. Als der Knabe nach Hause kam, richtete er ein Essen an und sie lebten nun einige Tage ohne Sorgen ums tägliche Essen. Als sie die Speisen verzehrt hatten, ging der haarige Knabe wieder in die Stadt und machte es wieder so, wie das erstemal. Das wurde den Leuten denn doch zu viel, was der Knabe mit ihnen vertrieb und sie klagten ihr Leid dem König. Als der König vernahm, daß der haarige Knabe in der Nähe der Stadt in einer Höhle wohne, schickte er alle seine Soldaten gegen ihn aus, um ihn zu tödten. Als die Soldaten der Höhle sich näherten, schickte der Knabe seine Mutter in die Höhle hinein, er aber blieb draußen im Freien stehen und rief: „Was sucht Ihr hier?“ Statt jeder Antwort schossen die Soldaten auf ihn. Da rief der Knabe: „Auch Ihr spuckt mich an, Ihr Lumpenkerle!“ und schleuderte so gewaltige Steine unter die Soldaten, daß beinahe die Hälfte von ihnen umkam. Da rückten die Soldaten näher und ergriffen den Strick, um ihn wegzureißen, kaum daß sie ihn aber anrührten, blieben sie daran kleben und konnten sich nicht losmachen. Der Knabe riß einen Baum aus der Erde und erschlug sie alle bis auf den letzten Mann, den er mit der Nachricht zum König schickte, daß alle seine Soldaten umgekommen seien. Der König grämte sich sehr und wollte nun gerne mit dem haarigen Knaben, seinem Sohne, Frieden schließen, doch dieser stellte die Bedingung, daß man ihm ein junges Mädchen geben sollte, das seine Haare verzehren solle. Nun aber gab es im ganzen Lande kein Mädchen, das dies Begehren erfüllen wollte.

Ein Jahr verging nach dem anderen und noch immer meldete sich kein Mädchen, das zum Knaben gehen und seine Haare aufessen wollte. Inzwischen wuchs der Knabe zum Jüngling heran und wurde von Tag zu Tag stärker, so daß die Leute sich in ihre Häuser flüchteten, wenn er in die Stadt kam und alles auf dem Markte zurückließen. Der haarige Königssohn nahm, was er benötigte und kehrte dann lachend zu seiner Mutter zurück. Da kam einmal ein schönes, aber gar armes Mädchen zum König und sagte: „Ich will dem langhaarigen Knaben die Haare aufessen.“ Da ließ der König seinen Sohn zu sich rufen, der auch mit seiner Mutter kam und seine Haare abschnitt. Er ließ sie darauf mahlen und mit Mehl zu einem Kuchen backen, welchen das arme Mädchen verzehrte. Als der Kuchen verschwunden war, verwandelte sich der haarige Knabe in

einen wunderschönen Jüngling. Da herrschte nun große Freude im Lande, die Königin verzieh ihrem Gemahl, dem König, seine ungerechte That, und sie lebten nun lange in Glück und Zufriedenheit, besonders, nachdem der Königssohn das arme Mädchen geheiratet hatte und durch seine große Stärke das Land vor allen Feinden schützte.

23. Der allwissende Zigeuner.

Es war einmal ein junger Zigeuner, der konnte sich in seiner Heimat nicht mehr ernähren und beschloß in die Welt zu ziehen. Er nahm Abschied von seinen Nachbarn und machte sich auf den Weg. Gegen Abend gelangte er in einen Wald und legte sich ermüdet unter einen Baum; während er da lag und überlegte, wohin er eigentlich gehen und was er anfangen solle, um sein Brot redlich zu verdienen, da hörte er plötzlich eine Stimme über sich erschallen, die ihm zurief: „Komm' her zu mir!“ Er blickte um sich und gewahrte über sich einen kleinen Vogel. Rasch kletterte er auf den Baum hinauf und fing den Vogel. Als er vom Baume herabgestiegen war, sagte der Vogel: „Lieber Mann, sei so gut und schlachte mich ab, meinen Körper vergrabe hier unter diesem Baum, das Herz aber esse, denn Du wirst dann alles wissen, was jemand gegen Dich vorhat.“ Der Zigeuner schlachtete den Vogel ab; aß sein Herz auf und grub ein Loch nnter dem Baum, in welches er den Körper des Vogels legen wollte. Als er mit der Grube fertig war, fand er in derselben einen Zettel, auf welchem geschrieben stand: „Wenn Du glücklich werden willst, so komme nach einem Jahre wieder.“ Er begrub nun den Körper und begab sich selbst zur Ruhe.

Am nächsten Tage wanderte er weiter und kam in eine Stadt. Er wunderte sich gar sehr, als er alle Leute, die ihm begegneten, still vor sich hinweinen sah. Da er nur gut gekleideten Herren und Damen begegnete, hatte er nicht den Mut sie anzusprechen und sie nach der Ursache ihres Leids zu fragen. Nach langem Herumwandern in der Stadt begegnete er einem alten Herrn, der gleichfalls

still vor sich hinweinte und als er den Zigeuner bemerkte, der keine Thränen vergoß, dachte er sich: „Wie glücklich ist dieser Zigeuner! er allein weint nicht!“ Dies wußte der Zigeuner sofort, denn das Vogelherz blieb ihm stets unversehrt im Magen, — und er fragte den alten Herrn: „Gnädiger Herr, sagt mir doch, warum alle Leute in dieser Stadt weinen?“ Der alte Herr erwiderte: „Ein großes Leid haben die Bewohner dieser Stadt. Ein mächtiger Drache wollte vor neun Jahren unsere Stadt zerstören und alle Bewohner tödten. Da schlossen wir mit ihm einen Contrakt und versprachen ihm jährlich eine achtzehnjährige Jungfrau zu geben. Gestern haben wir ihm die Tochter unseres Königs ausliefern müssen, die er in einen Vogel verwandelte und mit ihr fortflog.“ — „Und Ihr könnt den Drachen nicht tödten?“ fragte der Zigeuner. — „Das geht nicht so leicht, mein Sohn!“ erwiderte der alte Herr. „Neunundzwanzig der besten Männer unserer Stadt, haben sich mit dem Drachen gemessen und sie alle wurden von ihm besiegt und getödtet. Es kann ihn nämlich nur der besiegen und tödten, der ein größeres Meisterstück aufzuweisen im Stande ist, der etwas kann, was er nicht nachzuahmen versteht.“ Der Zigeuner hörte ihm aufmerksam zu und sagte nach einer Weile: „Wenn es sich nur darum handelt, so bin ich bereit, Euern Drachen aufzusuchen und ihn zu besiegen.“ Der alte Herr schüttelte ungläubig sein Haupt und sprach: „Ich glaube es nicht! Doch wenn Du es versuchen willst, so führe ich Dich zu unserm gnädigen Herrn König, der soll auch Deine Absicht hören.“ Sie gingen nun beide zum König, der weinend in seiner Stube saß und als er das Vorhaben des Zigeuners vernahm, sagte er: „Neunundzwanzig meiner besten Männer sind im Kampfe vom Drachen übertroffen worden und Du willst Dich mit ihm messen? Doch wenn Du fest entschlossen bist, Dich mit dem Drachen zu messen, so will ich Dich mit allem versehen, was Du zur Reise brauchst.“ Und er ließ dem Zigeuner prachtvolle Kleider, Geld, ein Pferd, eine Flinte und einen Säbel geben; doch der Zigeuner wies die Flinte und den Säbel zurück und sagte: „Die nützen mir wenig!“ Er zog die schönen Kleider an, steckte das Geld in den Sack, setzte sich aufs Pferd und jagte in der Richtung fort, wo der Drache seine Wohnung hatte.

Am elften Tage erreichte der Zigeuner zeitig in der Frühe die eiserne Burg des Drachen, der gerade im Fenster lag und ihn bemerkte. „Was suchst Du hier, Du Wurm?“ brüllte der Drache mit so furchtbarer Stimme, daß der Zigeuner sammt dem Pferde zu

Boden stürzte. Als er sich mit schwerer Mühe von der Erde erhob, sagte er zum Drachen: „Ein anderesmal benehmt Euch höflicher Euren Gästen gegenüber, denn sonst könnt' es Euch gar schlecht ergehen. Nun, wenn Ihr es wissen wollt, warum ich hergekommen bin, so will ich es Euch mitteilen, denn ich sehe, daß Ihr in der That stark und mächtig seid. Ich bin der stärkste und klügste Mann auf Gottes weiter Erde und will mich mit Euch messen." — „So!" erwiderte der Drache, „Du willst Dich mit mir messen? Nun so zeige denn Deine Kraft und brülle denn auch so stark, daß ich zu Boden stürze!" — „Das thue ich nicht!" sagte der Zigeuner, „ich will nicht, daß Euer Haus, das mir sehr gefällt, zusammenstürze und Euch erschlage. Und dann bemühe ich mich nicht, ohne Aussicht auf Lohn." — „Warte nur Knirps!" schrie der Drache, „gleich komme ich zu Dir hinab, und dann werden wir ja sehen, welcher von uns beiden mehr kann." Und er kam hinaus zum Zigeuner ins Freie, dem das Herz laut im Busen pochte, als er den fürchterlichen Drachen vor sich sah. „Nun gut!" sagte der Drache, „wenn Du Dich mit mir messen willst, so komm mit mir und ich will Dir gleich meine besten Stücke zeigen, damit wir keine Zeit verlieren. Wenn Du mehr kannst, als ich, so verliere ich alle meine Kraft und werde so schwach, daß Du mich leicht tödten kannst."

Darauf gingen sie hinauf ins Gebirge, wo der Drache hundert Zentner schwere Steine in die Luft warf, so hoch, daß man sie kaum sehen konnte und sie dann wieder auffing, gleich als wären sie kleine Spielballen. „Das ist ja schön!" sagte nach einer Weile der Zigeuner, „wenn diese Felsblöcke aus Gold wären, so würde ich sie ja auch hinaufschleudern, aber mit so einfachen, schmutzigen Steinen spiele ich nicht." — „Heute zeige ich Dir meine besten Stücke, denn morgen kannst Du mir zeigen, was Du kannst," sagte der Drache und führte den Zigeuner an das Ufer eines Sees, der so groß war, daß kein menschliches Auge sein Ende erreichen konnte. „Nun paß' auf," sagte der Drachen und legte sich flach auf die Erde, neigte sich über das Wasser und trank den ganzen, großen See aus, so daß die Fische im Trockenen zappelten. Hierauf spie er das Wasser in den See zurück und sprach: „Jetzt gehen wir weiter!" Und er führte den Zigeuner auf eine endlos lange Wiese, dort streute er Stechapfelsamen aus und spie dreimal auf die Erde. Da wuchs aus jedem Stechapfelsamen ein eiserner Mann hervor. Es wurden so viele eiserne Männer auf der Wiese, daß man keinen Grashalm

sehen konnte. Sie stürmten Alle auf den Drachen los, der einem jeden einen Schlag auf den Kopf versetzte, daß er spurlos in die Erde sank. Darauf sagte der Drache zum Zigeuner: „Nun, wie gefallen Dir meine Stücke?" Der Zigeuner antwortete: „Den See auszutrinken ist noch kein Kunststück. Ich trank einmal als kleines Kind einen zweimal so großen See, der mit Wein gefüllt war, aus und war trotzdem nicht betrunken. Und dann die eisernen Männer! Mein Gott! das ist ja noch gar nichts. Ich habe voriges Jahr, als ich im Mond bei meinem Vetter auf Besuch war, in einer Stunde dreitausend Drachenkönige aufgefressen."

Da erschrak der Drache und dachte sich, daß es doch besser sei, den Kampf mit diesem Manne nicht zu wagen und ihn lieber in der Nacht, während er schläft, zu tödten. Dies wußte der Zigeuner gleich und sagte: „Hör'! ich will Dir gleich ein Kunststück zeigen, welches Du gewiß nicht nachmachen kannst. Soll ich Dir sagen, was Du jetzt gerade über mich gedacht hast?" — „Nun, was habe ich gedacht?" fragte der Drache. „Du willst mich heute Nacht im Schlaf tödten." Da erschrak der Drache, begann an allen Gliedern zu zittern und sprach: „Ja, es ist wahr, ich habe das gedacht!" Darauf dachte er sich, daß der Zigeuner ein Teufelskerl sei, der mehr könne, als er. Und nun, sagte der Zigeuner: „Jetzt dachtest Du Dir, daß ich ein Teufelskerl sei, der mehr könne, als Du." Da zuckte der Drache wie vom Blitz getroffen zusammen und dachte sich, daß sein Ende nahe sei. Der Zigeuner sprach: „Jetzt dachtest Du, daß Dein Ende nahe sei und Du sollst Dich auch nicht getäuscht haben." Darauf nahm er einen Knüttel und erschlug den Drachen, der inzwischen so schwach geworden war, wie ein kleines Kind. Dem getödteten Drachen schnitt er die Klauen ab, steckte sie in den Sack und wollte sich gerade entfernen, als es auf einmal zu donnern und zu blitzen begann und acht schöne Jungfrauen sich dem Zigeuner näherten. Es waren dies die acht Jungfrauen, welche man dem Drachen geopfert hatte. Sie waren alle da; nur die neunte, des Königs eigene Tochter fehlte.

Nachdem sie den Zigeuner geküßt und sich für ihre Rettung bedankt hatten, machten sich alle auf den Heimweg und erreichten auch am elften Tage die Stadt. Da herrschte nun große Freude, und alle Leute lobten und beschenkten den Zigeuner, nur der König blieb traurig und verstimmt, weil seine Tochter ihm fehlte.

Doch diese hatte eine gute Urme noch als Vogel aus der Macht des Drachen gerettet und als nach einem Jahre der Zigeuner zu dem Baume ging, unter welchem er den abgeschlachteten Vogel begraben hatte, fand er unter eben demselben Baume eine wunderschöne Jungfrau, die Tochter des Königs sitzen. Er freute sich sehr darüber und führte sie gleich zu ihrem Vater, den König. Dieser und die ganze Stadt war außer sich vor Freude, nur die Königstochter blieb zu allem gleichgiltig. Sie konnte sich über nichts freuen und nichts konnte sie betrüben. Das that dem König und allen, die sie kannten, gar weh; da fiel es dem Zigeuner ein, daß ja die Königstochter kein Herz besitze, weil er es ja noch immer im Magen habe. Durch ein künstliches Mittel brachte er das Herz wieder aus seinem Magen und ließ die Königstochter es verzehren. Von nun an freute und bekümmerte sie sich so wie alle anderen Menschen; weil aber ihr Herz so lange Zeit im Magen des Zigeuners gelegen war, wurde sie in ihn so verliebt, daß sie ihn bat, sie zu heiraten. Das geschah dann auch und der Zigeuner lebte lange glücklich mit der Königstochter und wenn er nicht gestorben ist, lebt er heute noch.

24. Anrus und Raveka.

Fern von hier im Süden schlug vor vielen Jahren der Stamm der Leïla*) sein Winterquartier am Saume eines großen Waldes auf. Sie wollten den Winter dort zubringen und während des Faschings die Hochzeit des starken Anrus mit der Häuptlingstochter, der schönen Raveka begehen. Alles war in Ordnung. Anrus hatte seinem zukünftigen Schwiegervater, dem alten Häuptling, zwei schöne Pferde gekauft, seiner Geliebten Tücher und Bänder geschenkt und Raveka hatte ihm schon das Bräutigamshemd genäht. Eine Woche vor ihrer Hochzeit gingen sie also hinaus an den See, der nicht fern von ihrem Lager, in einem schönen, unbewohnten Thale lag. Es war eine dunkle Nacht und dichter Nebel schwebte über dem ge-

*) Ein Zigeunerstamm Siebenbürgens.

frorenen Wasser des Sees. Anrus und die schöne Raveka zündeten nun ihre Wachskerzen an, die sie sich vom Popen des nahen Dorfes hatten einsegnen lassen, hingen sie im Gebüsch auf und setzten sich nicht weit davon auf einen Baumstrunk nieder.*) Da sagte Raveka zu ihrem Bräutigam: „Nun bin ich neugierig, wessen Kerze früher auslischt, wer von uns beiden länger leben wird!" Anrus entgegnete: „Deine soll länger brennen; Du sollst, Geliebte, noch lange leben, wenn ich schon längst gestorben bin." Da sprach gekränkt Raveka, die Tochter des Häuptlings: „So! und Du würdest mich hier auf der Erde alt, krank und allein zurücklassen? und könntest Du Ruhe finden im Grabe, wenn ich bettelnd als armes, krankes Weib von den Almosen der reichen Leute leben müßte? Nein, Anrus, Du als Mann sollst länger leben, als ich; denn ein Mann, wenn er auch alt, arm und gebrechlich ist, lebt doch leichter ohne Frau, als ein Weib ohne Gatten." Anrus wollte hierauf noch etwas erwidern, aber da spaltete sich das Eis des Sees und ein alter, nackter Mann mit langem, roten Haupt- und Barthaar tauchte aus dem Wasser hervor und löschte beide Kerzen aus. Da leuchtete das rote Haar des alten Mannes wie goldener Sonnenschein und er sprach zu den beiden: „Ich habe Euere Kerzen ausgelöscht, damit Ihr nicht länger noch so unnütze Reden führen sollt. Ich will, daß Ihr beide an einem Tage sterben sollt und im Leben noch reich sein sollt. Doch mußt Du, schöne Raveka, mit mir hinab in den See, in mein goldenes Haus, das sich unten im See befindet und mußt bis zum ersten Hahnschrei bei mir im Bette verweilen. Dann kannst Du zu Deinem Bräutigam hinaufsteigen und Ihr werdet dann in großem Reichtum leben. Du aber Anrus, wirf, wenn wir hinabgestiegen sind, die Äpfel und Eier in den See."

Raveka stieg gar bald mit dem alten Manne hinab in den tiefen

---

*) Eine Woche vor dem Hochzeitstage gehen Braut und Bräutigam nächtlicher Weile an den nächstgelegenen Fluß oder See und stellen Lichter am Ufer auf. Dies gilt bei den transsilvanischen Zeltzigeunern als ein Bittopfer für die Fruchtbarkeit der zu schließenden Ehe. Bläst der Wind die Lichter aus, so gilt dies für ein böses Vorzeichen und die Brautleute beeilen sich Äpfel und Eier in das Wasser zu werfen, um dadurch die Wassergeister für ihre Ehe günstig zu stimmen. S. meinen Artikel: „Hochzeitsgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner" in den „Originalberichten der ethnologischen Abteilung der königl. Museen in Berlin" (I. Jahrg. 2./3. Heft.)

See und Anrus warf zornig Äpfel und Eier in das eisige Wasser. Als er nun alle Äpfel und Eier in den See mit großer Wucht geworfen hatte, gleich, als gelte es, den alten Mann zu treffen, der ihm die Braut entführt hatte, — da begann der See zu brausen und zu zischen, die Äpfel und Eier stiegen auf die Oberfläche des Wassers und verwandelten sich in Pferde, Schweine, Ochsen, Kühe und Geflügel, die sich um Anrus schaarten. Dieser freute sich gar sehr des unverhofft erlangten Reichtums und vergaß für einen Augenblick seine Braut, die im goldenen Hause am Grunde des Sees im Bette beim alten Manne lag. Da krähte der Hahn, der auch aus dem Wasser hervorgeflogen war und die schöne Raveka stieg aus dem See herauf und küßte ihren Bräutigam. Nicht einmal naß waren ihre Kleider geworden, aber gar traurig und trüb war ihr Herz.

Die Hochzeit wurde abgehalten und sie lebten nun in Reichtum ihre Tage. Da gebar Raveka einen wunderschönen Knaben, der gleich nach der Geburt laufen konnte, dessen Nabel aber von Stunde zu Stunde so sehr wuchs, daß er endlich bis tief in den See reichte und der Knabe sich, wie an eine Schnur gebunden, nur in der Nähe des Sees herumtummeln konnte; denn es war, als wenn jemand im See das Ende der Nabelschnur in den Händen hielte. Das betrübte Anrus und Raveka gar sehr und sie beschlossen ihren Sohn die Nabelschnur abzuschneiden. Sie nahmen ein sehr scharfes Messer, gingen hinaus an den See und zerschnitten knapp über dem Wasser die Nabelschnur ihres Sohnes. Aber welch' Wunder geschah darauf. Ihr Sohn lief herbei, hob mit übermenschlicher Kraft seinen Vater, den starken Anrus und seine Mutter, die schöne Häuptlingstochter Raveka, auf seine Arme und sprang mit ihnen in den tiefen See. Sie wurden nicht mehr gesehen.

25. Die drei Eier.

Einmal lebte ein armer Zigeunerbursche, dem Vater, Mutter und auch die Geliebte im Laufe einer Woche starben. Trüben Herzens begrub er sie, konnte aber kein Todtenmahl abhalten, denn er war so arm, daß er kaum von einem Tag auf den andern leben konnte.

Eine Woche nach dem Leichenbegängniß erwachte er in der Nacht und es war ihm, als ob jemand an seinem Zelte rüttelte. Er frug: „Wer ist da?“ Darauf hörte er seinen Vater sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!“*) Die darauffolgende Nacht erwachte der Bursche wieder und es war ihm, als ob jemand an seinem Zelte rüttelte. Er frug abermals: „Wer ist da?“ Darauf hörte er seine Mutter sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!“ Die nächste Nacht hörte er wieder jemanden an seinem Zelte rütteln und er frug abermals: „Wer ist da?“ Darauf hörte er seine Geliebte sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!“ Da wurde ihm gar schwer ums Herz und er trat vor sein Zelt hinaus. Die Nacht war finster und er konnte gar nichts sehen, doch hörte er seine Geliebte also sprechen: „Wenn Du uns zur Ruhe bringen willst, so gehe hinauf ins Gebirge, dort findest Du in einer Höhle drei Eier, diese nimm zu Dir und öffne sie, wenn Du es kannst, doch schwer wirst Du dahin gelangen!“ Darauf verschwand die todte Maid.

Am andern Tage zeitig in der Frühe machte sich der arme Bursche auf den Weg. Hoch oben im Gebirge traf er eine alte Frau an, die einen großen Sack mühsam auf dem Rücken trug. Der Bursche bedauerte sie und sprach: „Gebt her den Sack, ich will ihn Euch tragen!“ Die alte Frau übergab ihm den Sack, der Bursche nahm ihn auf seine Schulter und frug die Alte: was sie darin bewahre, da ihm der Sack so leicht vorkomme. „Die Seelen todtgeborener Kinder,“ sagte die alte Frau, „ich pflege dieselben hinauf in das Reich der Todten zu tragen.“ Kaum daß sie einige Schritte gethan hatten, blieb die Alte vor einer Höhle stehen und sagte: „Wir sind angelangt!“ — „Wie so?“ frug der Bursche, „so schnell?“ — „Dir scheint es schnell,“ sagte das alte Mütterchen, „obwohl Du den Sack bereits seit neun Jahren auf Deiner Schulter trägst.“ Darauf erschrak der Bursche, die Alte aber fuhr fort: „Im Reiche der Todten vergeht die Zeit gar schnell und Freundchen, wir befinden uns da! wenn auch nicht im eigentlichen Reiche der Todten, so haben wir doch schon die Grenze desselben übertreten. Ich weiß auch, warum Du

*) In die Nähe der aufgebahrten Leiche stellen die transsilvanischen Zeltzigeuner einen Napf voll Milch, damit die um den todten Körper herumflatternde Seele sich laben könne, bevor sie ihre Wanderung ins Jenseits antritt.

Dich herbegeben hast! Hier gebe ich Dir ein Stück Fleisch, einen Krug voll Milch, einen Schlüssel und einen Strick; mit diesen Sachen kannst Du Deinen Weg fortsetzen und bald wirst Du die Höhle erreichen, in welche Du zu kommen die Absicht hast!" Hierauf übergab ihm die Alte ein Säckchen und verschwand.

Der Bursche setzte seinen Weg fort und erreichte gar bald den Schlund einer dunklen Höhle. Er trat ein und kaum trat er einige Schritte vorwärts, so wurde es ringsum hell und er sah nun ein großes Haus vor sich stehen. Er öffnete das Thor und trat in den Hof, aber neun weiße Hunde stürzten sich wütend auf ihn. Er nahm aus dem Säckchen das Fleisch hervor und warf es den Hunden hin. Darauf ging er vorwärts und sah einen Brunnen, aus welchem eine Frau Wasser schöpfte, indem sie den an ihre Zöpfe gebundenen Eimer heraufzog und wieder in den Brunnen hinabließ. Er warf ihr den Strick hin, damit sie die Eimer an denselben binde und frug sie, wozu sie das viele Wasser schöpfe. „Für die Todten," antwortete das Weib, „welche ihre Verwandten ungewaschen begraben haben." Darauf ging er weiter und öffnete mit dem Schlüssel die Thür des Hauses und trat in ein Zimmer, wo er drei Eier fand. Er brach das eine auf. Da schwebte ein Nebel ins Zimmer und sein Vater trat vor ihn und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!" — „Komm' in den Hof," sagte der Bursche, „vor der Thür steht ein Krug voll Milch!" — „Ich danke Dir," antwortete der Vater, „aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!" Mit diesen Worten verschwand er. Der Bursche öffnete nun das zweite Ei und nun trat seine Mutter hervor und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!" — „Komm' in den Hof," sagte der Bursche, „vor der Thür da steht ein Krug voll Milch!" — „Ich danke Dir," antwortete die Mutter, „aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!" Mit diesen Worten verschwand sie.

Da nahm der Bursche das dritte Ei in die Hand und ging hinaus in den Hof, wo er es neben dem Kruge zerbrach. Jetzt erschien seine Geliebte und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!" — „Hier ist Milch, mein Lieb," sagte der Bursche und überreichte ihr schnell den Krug. Die Maid trank und wurde so schön, wie die schönste Tochter des Sonnenkönigs. Als sie die Milch ausgetrunken

hatte, sprach sie also: „Geliebter, Du hast mich vom Tode erlöst, nun kehre ich mit Dir zurück ins Leben und werde Dein!"

Und so geschah's. Sie kehrten vom schrecklichen Gebirge heim und lebten nun in Glück und Zufriedenheit mit einander, bis auch sie für ewige Zeiten ins Reich der Todten übersiedeln mußten.

26. Der schwimmende Berg.

Ein armer, junger Zigeuner beschloß einmal seinen Stamm zu verlassen und in die weite Welt zu ziehen. Er war ein Kesselflicker und verstand sich auch auf allerlei Schmiedearbeiten und so dachte er, daß er in der Welt schon sein Fortkommen haben werde. Er wanderte also von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und wenn er kein Geld mehr hatte, ging er die Gassen entlang und schrie: „Kessel flicken! Kessel!" und da bekam er oft so viel Arbeit, daß er sich einige Tage hindurch in ein und derselben Stadt aufhalten mußte. — Jahre vergingen und der arme Kesselflicker wanderte noch immer in der Welt herum. Da kam er einmal in ein großes Gebirge, wo er einem alten Manne begegnete, der zu ihm sagte: „Du bist ein Schmied und ich will Dir für heute Arbeit geben! Du sollst meine zwölf Pferde beschlagen." Er führte darauf den Zigeuner vor sein Haus, das auf einem großen Felsen stand und rief:

„Le, Ale, Penele,
Sele, Kele, Kerele,
Dara, Fara, Harulo,
Zina, Rina, Wirulo!*)
Kommt geschwind,
Wie der Wind!"

Da brausten zwölf schwarze Pferde heran und blieben vor dem alten Manne stehen, der sie alle streichelte und darauf zum Zigeuner sagte: „Hier gebe ich Dir einen Sack voll Hufeisen, mit denen sollst Du

*) Die Bedeutung obiger Namen konnten mir die Zigeuner nicht erklären. Einige meinten, es sei eine Zauberformel, meinerseits halte ich obige Wörter für Namen der zwölf Pferde.

meine Pferde beschlagen.“ Der Zigeuner machte sich nun an die Arbeit und bemerkte zu seinem größten Staunen, daß die Pferde wie Menschen reden konnten. Als sich der alte Mann in sein Haus begab, sagte das eine Pferd, welches der Zigeuner gerade beschlug: „Wenn wir nur wieder unsere menschliche Gestalt bekommen könnten!“ Da fragte der Zigeuner: „Was sagst Du? Ihr seid also einmal Menschen gewesen?“ — „Wir waren zwölf Brüder,“ erzählte das Pferd, „und lebten mit unserer Schwester, einem wunderschönen Mädchen glücklich und zufrieden in unserer Heimat. Da kam dieser alte Mann einmal zu uns und verlangte unsere Schwester zur Frau. Da wir ihm sein Begehren abschlugen, verwandelte er uns in Pferde und ritt mit uns her ins Gebirge; unsere Schwester aber versetzte er auf den schwimmenden Berg.“ Der Zigeuner fragte: „Und wie kann man Euch die menschliche Gestalt wieder geben?“ Das Pferd entgegnete: „Zuerst muß man unsere Schwester vom schwimmenden Berge befreien. Jetzt kann ich Dir nicht mehr sagen, denn der alte Mann, der böse Zauberer, kehrt aus seiner Wohnung zurück! . . . Steck' Dir vier Hufeisen in Deine Tasche und wenn Du einmal ein Pferd hast, so beschlage es mit diesen Hufeisen, dann wird es alles wissen und wie ein Mensch sprechen können.“ Der Zigeuner steckte schnell vier Hufeisen in seine Tasche und als der alte Mann herantrat, sagte er: „Ich bin mit der Arbeit fertig und habe Deine Pferde beschlagen.“ Da sagte der alte Mann: „Ich sehe, daß Du ein armer Teufel bist und will Deine Not lindern. Hier gebe ich Dir einen Sack, in welchem Du alles findest, was Du Dir wünschst!“ Er gab ihm darauf einen Sack und entließ den Zigeuner mit den Worten: „Lebendes darfst Du Dir nicht wünschen, denn sobald Du ein Tier Dir wünschst, wird der Sack verschwinden.“ —

Der arme Zigeuner zog weiter und erreichte bald eine große Stadt. Vor der Stadt setzte er sich auf einen Stein und dachte: „Jetzt wäre es gut, wenn im Sack ein gutes Essen wäre.“ Er griff darauf in den Sack hinein und fand darin allerlei Speisen, die er sich nur wünschte. Während er aß, dachte er nach, wie er zu einem Pferde kommen könnte. Er sagte zu sich selbst: „Wenn ich Geld brauche, so finde ich schon Geld genug in diesem Sack, das weiß ich! aber warum verbot der Zauberer mir etwas Lebendes aus dem Sacke zu wünschen? Nun, wenn auch der Sack verschwindet, so kann ich mir doch ein allwissendes, redendes Pferd verschaffen,

das mir schon aus der Not helfen wird. Aber das müßte ein schönes Pferd sein, welches ich mir aus dem Sacke wünschen könnte! Hm, aber ich thue es nicht." Kaum hatte er das Wort wünschen ausgesprochen, da stieg ein widerlicher Rauch langsam aus dem Sack empor und ein schönes schwarzes Pferd stand vor dem Zigeuner und sagte: „Das war gescheidt von Dir! Der Sack ist zwar verschwunden, aber dafür bin ich hier. Ich bin einer der zwölf Brüder, die der Zauberer in Pferde verwandelt hat. Setz' Dich auf mich und wie der Wind so schnell fliegen wir hin zu meiner Schwester." Der Zigeuner schwang sich aufs Pferd, das wie der Wind mit ihm weiter flog. Bald gelangten sie an einen großen See, in dessen Mitte ein großer Berg, sich langsam um sich selbst drehend, herumschwamm. Oben auf dem Berge stand ein kleines Häuschen, in welchem die schöne Maid, die Schwester der zwölf Pferde wohnte. Da sagte der Zigeuner: „Wie sollen wir zum Berge gelangen? Ich kann nicht schwimmen!" Darauf erwiderte das Pferd: „Wenn Du auch schwimmen könntest, so würde uns das gar nichts nützen, denn das Wasser im See ist so glühend heiß, daß es alles, was es berührt zu Asche verbrennt. Wir müssen uns schnell geweihtes Wasser holen und dann werde ich Dir schon sagen, was wir thun sollen." Sie kamen bald zu einem Popen und ließen sich von ihm geweihtes Wasser geben. Darauf ritten sie windschnell an den See zurück, wo das Pferd sagte: „Schmiede aus dem Eisen, das Du bei Dir hast einen kleinen Kahn, in welchen wir das geweihte Wasser gießen. Dann können wir hinüberschiffen. Vorerst aber lasse mich einmal vom geweihten Wasser trinken." Das schwarze Pferd trank nun vom geweihten Wasser und verwandelte sich sogleich zum größten Erstaunen des Zigeuners in einen schönen Jüngling, der sagte: „Nun habe ich meine menschliche Gestalt wieder!" Darauf zündeten sie ein Feuer an nnd begannen zu schmieden. Bald hatten sie den Kahn fertig, in welchen sie das geweihte Wasser gossen und hinüber zum Berge schifften. Als sie den Berg erreichten, bespritzte ihn der Jüngling mit geweihtem Wasser, worauf es zu donnern und zu krachen begann und der Berg sammt dem See verschwand, an der Stelle aber stand ein schönes Mädchen mit elf schwarzen Pferden, denen der Jüngling schnell geweihtes Wasser zu trinken gab, worauf sie sich alle in schöne Jünglinge verwandelten. Da war nun große Freude, als sich die Geschwister wieder gefunden hatten und noch größere Freude herrschte, als der Zigeuner das schöne Mädchen heiratete. Sie lebten nun alle

glücklich und zufrieden besammen, denn sie kauften sich gar bald ein Pferd, das sie mit den Hufeisen des Zauberers beschlugen. Das Pferd wußte nun alles, es wußte auch, wo die Schätze verborgen waren und so wurden sie alle reich und litten keine Not. Wenn ich meinen alten Klepper auch mit solchen Hufeisen beschlagen könnte, würde ich gewiß nicht mit Euch herumwandern und Euch jeden Abend Geschichten erzählen müssen.

27. Der Bettler und das Weizenkorn.

Es lebte ein Bettler, der ging jede Woche einmal zu den reichen Leuten*) und bettelte um Almosen. Einmal kam er vor die Thür einer Wittwe und bettelte um Brot. Da sagte die Wittwe: „Brot habe ich nicht gebacken, ich habe nur Weizen!" Der arme Mann sagte: „Gieb mir also Weizen." Die Frau ärgerte sich und sprach: „Da hast Du denn Weizen!" und warf ihm ein Weizenkorn hin. Der Bettler steckte es in seinen Sack und ging weiter. Die Witwe lachte und der Bettler kam vor eine andere Thür und sagte dort einem Herrn: „Lieber Herr, ich gebe Dir hier ein Weizenkorn, versorge es mir. Ich komme gleich zurück!" Als der Bettler zurückkam, hatte eine Henne des Herrn das Weizenkorn gefressen. Da sagte der Bettler: „Die Henne ist mein! warum hat sie mein Weizenkorn gefressen!" Und der Herr mußte ihm die Henne geben. Der Bettler ging zum Nachbarn und sagte: „Lieber Nachbar, ich gebe Dir diese Henne, hüte sie! ich komme gleich zurück." Und als der Bettler zurückkam, hatte die Katze des Herrn die Henne gefressen. Der Bettler sagte: „Die Katze hat meine Henne gefressen! Die Katze ist mein!" Und er ging mit der Katze fort, denn der Mann mußte sie ihm geben und er ging nun zu einem andern Herrn und sagte: „Lieber Herr, sorge für meine Katze; ich komme gleich zurück!" Als er zurückkam, hatte der Hund des Herrn die Katze zerrissen. Da sagte der Bettler: „Der Hund ist jetzt mein!" und er ging mit dem Hunde fort. Er gab den Hund wieder einem anderen Mann und sagte:

*) Im Original: bárvále çuláiyá = reiche Hausherren.

„Lieber Herr, beschütze meinen Hund; ich komme gleich zurück!“ Als aber der Bettler kam, war der Hund todt. Ein Ochs des reichen Herrn hatte ihn todt gestoßen. Der Bettler sagte: „Der Ochs ist mein!“ Der Mann mußte ihm den Ochsen geben, worauf er sich entfernte. Er kam nun mit seinem Ochsen zu einem sehr reichen Herrn und sagte: „Lieber Herr, besorge meinen Ochsen; ich komme gleich zurück!“ Als er zurückkehrte, hatte ein Pferd des reichen Herrn seinen Ochsen todt geschlagen. Der Bettler sagte: „Das Pferd gehört mir!“ und er ging mit dem Pferde weg. Da kam der König und nahm das Pferd des Bettlers, denn sein Pferd war krank und er eilte nach Hause zu kommen. Als der Bettler zum Könige kam, war sein Pferd krepiert und der König sagte: „Ich will Dir so viel Gold geben, als das Pferd wiegt.“ Und er gab dem Bettler so viel, daß er ein reicher Mann wurde. Er bettelte nun nicht mehr, lebte glücklich in einem sehr schönen Hause und heiratete die Witwe, die ihm einst das Weizenkorn gegeben hatte.

28. Der Köhler und die goldenen Schafe.

Einmal lebte ein armer Köhler in einem großen Walde allein und er dachte: Ich bleibe nicht hier, ich gehe in die Welt und suche mein Glück. Er nahm sich Brot und Fleisch in die Tasche und zog in die Welt. Er hatte sich gewaschen im Fluß und war nun ein schöner, reiner Mann. Viele Tage ging er in der Welt herum und kam endlich in eine große Stadt. Da wohnte ein reicher König, der hatte viele Schafe, die goldene Haare hatten und sehr teure Tiere waren. Niemand konnte sie hüten auf der Wiese, denn sie liefen immer weg. Der König sagte auch jedem Hirten, den er in seine Dienste nahm: „Wenn die goldenen Schafe von der Wiese nicht nach Hause laufen, so gebe ich Dir meine Tochter zur Frau; ich habe drei Töchter und wähle Dir dann eine zur Frau und Du sollst dann mit mir König sein, aber wenn die Schafe nach Hause laufen, dann lasse ich Dich aufhängen!“

Viele Hirten waren schon gehängt worden, als der junge Köhler

in die Stadt des Königs kam. Als er aber hörte, daß der König einen Hirten benötige, ging er zu ihm und sagte: „Herr König, ich will Deine goldenen Schafe hüten, doch sollst Du mir eine Deiner Töchter zur Frau geben.“ Darauf entgegnete der König: „Ich habe drei Töchter, eine gebe ich Dir, wenn die Schafe nicht nach Hause laufen; aber wenn sie Dir weglaufen, kommst Du an den Galgen.“

Als der arme Köhler die Schafe auf die Weide trieb, sah ihn die dritte, die jüngste Tochter des Königs und dachte: Der arme junge Mann wird sterben, es ist doch schade um ihn! Ich will ihm helfen. Und sie ging auf die Wiese und sagte: „Du junger Mann! bald werden die goldenen Schafe weglaufen. Ich gebe Dir diese Flöte, blase ein Lied darauf, dann werden die Schafe hier bleiben; doch gieb die Flöte niemandem und so oft jemand kommt, so verstecke sie.“ Und sie ging weg. Zu Mittag sagte der König: „Meine Töchter! Ich weiß nicht, was geschehen ist, aber die Schafe kommen noch nicht nach Hause. Geh' Du, meine älteste Tochter und sieh' nach, was der Hirte gemacht hat.“ Die älteste Königstochter ging nun auf die Wiese und sah, daß die Schafe noch dort waren und sie fragte den Köhler: „Junger Hirte, was hast Du gemacht, daß die Schafe hier bleiben?“ Der Hirte entgegnete: „Ich habe nichts gemacht, aber ich bin so stark, daß ich sie nicht weglasse.“ Da erschrak die Königstochter und lief nach Hause. Ihrem Vater sagte sie: „Der Hirt ist so stark, daß er die Schafe nicht wegläßt!“ Da sprach der König: „Geh' meine zweite Tochter und sieh' Du nach, was der Hirt gemacht hat!“ Die zweite Tochter ging auf die Wiese, kam bald zurück und sagte ihrem Vater, dem König: „Vater, der Hirt sagt, er sei so stark, daß er die Schafe, wenn sie eben so viele Männer wären, nicht weglassen würde.“ Da erschrak der König und sprach: „Geh' du, meine jüngste Tochter, und sieh' nach, was der Hirt gemacht hat.“ Nun ging die jüngste Königstochter auf die Wiese, lachte und sprach: „Junger Hirt, mein Vater fürchtet sich sehr vor Dir! Wenn Du mit den Schafen kommst, so sage nur dem König, meinem Vater, daß Du Dich vor der ganzen Welt nicht fürchtest und wähle mich zur Frau!“

Als er abends mit den Schafen nach Hause kam, sagte er: „Herr König, ich habe Deine goldenen Schafe gehütet, gieb mir Deine jüngste Tochter zur Frau!“ — „Gut!“ entgegnete der König, „ich gebe Dir morgen meine jüngste Tochter zur Frau.“ Als nun der Hirt schlafen

ging, sagte zu ihm die schöne Maid, die jüngste Königstochter: „Draußen ist eine krepierte Ziege, lege die in Dein Bett und lege Dich anderswohin, denn mein Vater will Dich tödten.“ Der junge Köhler legte auch die krepierte Ziege in das Bett und versteckte sich. Nachts kamen Männer und schlugen mit schweren Knütteln auf die todte Ziege los. Der König dachte nun, daß der Hirt todt sei und freute sich sehr. Da kam aber am Morgen der junge Mann zum König und sagte: „König, warum hast Du mich schlagen lassen? Sieh', ich bin so stark, daß ich die Schläge kaum gefühlt habe. Nun aber gieb mir Deine jüngste Tochter zur Frau.“ Der König fürchtete sich und gab ihm nun die jüngste Tochter zur Frau.

29. Vom Mädchen, das seine goldenen Haare spinnt.

In einem Dorfe wohnte einmal ein gar armer Mann, der kaum das tägliche Brod hatte. Einmal legte er sich nieder und sagte zu sich selbst: „Wenn ich morgen aufstehe und sich meine Lage nicht bessern wird, so nehme ich mir das Leben!“ Er schlief ein und hatte einen gar seltsamen Traum. Er sah sich in einem schönen Zimmer und ein kleines neugeborenes Kind lag auf seinem Arm. Er betrachtete es lange und da begann auf einmal das Kind zu sprechen und sagte zu ihm: „Ich weiß, daß Du ein gar armer Mann bist, der sich kaum das tägliche Brod verdienen kann. Ich weiß auch, daß Du entschlossen bist, Dir morgen das Leben zu nehmen, wenn sich Deine Lage nicht bessert. Ich will Dir nun helfen und Dir einen Rat geben, wie Du schon morgen Dein Glück finden kannst. Gehe hinaus in das Gebirge, dort wirst Du vor einer Höhle ein schönes Mädchen finden, das seine eigenen goldenen Haare spinnt, die wird Dir schon sagen, was Du zu machen hast, um reich und glücklich zu werden . . .“ Da wachte der Mann auf, und dachte über seinen wunderbaren Traum nach. —

Zeitig in der Frühe machte sich der arme Mann auf den Weg und erreichte gar bald das Gebirge. Nun aber irrte er hier lange Zeit herum, bis er endlich bei Sonnenuntergang die Höhle fand,

vor deren Eingang ein wunderschönes Mädchen saß, das seine eigenen goldenen Haare spann. Als sie den armen Mann kommen sah, sagte sie: „Endlich, wieder einmal ein Mensch, der mich vielleicht retten kann.“ Sie erzählte darauf dem armen Manne: sie sei mit goldenen Haaren auf die Welt gekommen und da hätten ihre herzlosen Eltern sie für schweres Geld einem bösen Geist verkauft, der sie hier gefangen halte und dem sie ihre goldenen Haare, die immer nachwüchsen, sobald sie einen Teil verbraucht hätte, zu Kleiderstoffen spinnen müßte. Sie teilte ihm mit, wie er sie erlösen könnte. Er solle mit ihr in die Höhle kommen und sich ruhig verhalten. Nachts werde der böse Geist nach Hause kommen und ihn allerlei fragen. Er solle aber kein Sterbenswörtchen antworten, sondern schweigen, selbst wenn der böse Geist ihn quälen und martern würde. Der Geist würde nur eine Stunde verweilen, dann entferne er sich aus der Höhle und er werde keine Schmerzen mehr spüren. — Sie gingen hierauf in die Höhle und der arme Mann legte sich nieder. Er dachte: Heute hätte ich ohnehin mir das Leben genommen, also bleibt es sich beinahe gleich, ob ich mich tödte oder ob der böse Geist mir das Leben nimmt! — Um zwölf Uhr wurde es plötzlich in der Höhle ganz hell und ein riesiger Prikulitsch*) trat ein. Er ging auf den armen Mann los und fragte ihn: „Wer bist Du?“ Der Mann schwieg. „Bist Du taub? sprich, wer bist Du? woher kommst Du?“ schrie der Prikulitsch. Doch unser Mann schwieg. „Hörst Du nicht? oder willst Du nicht hören?“ fragte der Prikulitsch weiter. Der arme Mann verharrte in seinem Schweigen. Da begann der böse Geist ihn zu martern. Er schleuderte ihn auf den Boden und tanzte wie toll auf ihm herum. Doch der arme Mann gab keinen Laut von sich und nach einer Stunde ging der Prikulitsch fort. Wer war froher, als unsere Maid, die den armen Mann nun küßte und herzte und zu ihm sagte: „Nur noch zweimal sollst Du die Probe bestehen und schweigen, dann bin ich erlöst und wir werden glücklich mit einander leben!“ Der arme Mann spürte gar keine Schmerzen mehr und saß am nächsten Tage mit dem schönen Mädchen vor der Höhle, wo sie sich allerlei Geschichten erzählten und aßen und tranken. Nach Sonnenuntergang gingen sie in die Höhle hinein, wo sich der arme Mann niederlegte und die Ankunft des bösen Geistes erwartete. Schlag

*) Prikulic sprich Prikulitsch, ein böser Geist, deren es unzählige giebt und die in Höhlen und Sümpfen wohnen.

zwölf Uhr wurde es wieder in der Höhle ganz hell und der Prikulitsch trat ein. Er hatte eine Zange und einen großen, schweren Hammer in der Hand. Er fragte den armen Mann wieder: woher er sei? was er hier suche und da er keine Antwort erhielt, begann er ihn mit der Zange zu zwicken und mit dem großen, schweren Hammer hämmerte er auf seinem Rücken so fürchterlich daß ihm Hören und Sehen verging. Nach Verlauf einer Stunde entfernte er sich aus der Höhle, worauf auch der arme Mann keine Schmerzen mehr fühlte und als das schöne Mädchen zu ihm kam, fehlte ihm gar nichts. In der Frühe setzten sie sich wieder vor die Höhle, wo sie den ganzen Tag zubrachten. Abends gingen sie in die Höhle zurück, wo sich dann der arme Mann niederlegte. Da begann er sich vor den furchtbaren Martern, die seiner noch warteten, zu fürchten und sagte „Du bist ein recht appetitliches Mädchen und auch das ist recht schön von Dir, daß Du goldene Haare hast, die so oft man sie abschneidet, gleich wieder nachwachsen, aber die Qualen und Martern, die halte ich schon nimmer aus! Ich denke eins und entferne mich, damit ich den Schmerzen entgehe.“ Da begann ihn das schöne Mädchen so lange zu bitten, bis endlich ganz unverhofft der Prikulitsch erschien und den armen Mann mit dem Hammer beinahe halbtodt schlug. Dann machte er Feuer und warf ihn hinein. Der arme Mann schwieg und gab keinen Laut von sich. Nach einer Stunde entfernte sich der Prikulitsch und das Mädchen war erlöst. Der arme Mann heiratete das wunderschöne Mädchen und nun hatte er mit keiner Not mehr zu kämpfen, denn die goldenen Haare seiner Frau brachten ihm viel Geld ein.

30. Der Reiter ohne Kopf.

Bei einem reichen Herrn diente ein armer Bursche als Pferdehirt und mußte Tag und Nacht draußen auf der Haide mit vielen hundert Pferden die Zeit zubringen. Einmal trieb er die Pferde an einen Ort, wo er früher nie gewesen und da er dort üppiges Gras und klares Wasser vorfand, so ging er zu seinem Herrn und sagte

ihm: „Herr, ich habe dort und dort eine treffliche Weide gefunden und werde mit den Pferden so lange an dem Orte verweilen, wie ich noch Futter für sie finde.“ Der Herr entgegnete: „Du wirst gewiß nicht lange an dem Orte verweilen, denn ich habe noch keinen Pferdehirten im Dienste gehabt, der dort länger als einen Tag und eine Nacht geblieben wäre.“ Der Hirt sagte: „Und warum sollte ich nicht länger als einen Tag und eine Nacht an dem Orte verweilen können?“ — „Das wirst Du schon sehen!“ bemerkte der Herr und entfernte sich. Der arme Hirt ging aber zurück zu seinen Pferden und dachte den ganzen Tag über an nichts anderes, als an die Worte seines Herrn.

Es wurde Abend und unser Hirt legte sich nieder und schlief gar bald ein. Gegen Mitternacht wachte er plötzlich auf. Die Hunde heulten und liefen zu ihm heran, die Pferde aber schaarten sich zusammen und standen, an allen Gliedern zitternd, mitten auf der Wiese. Da ertönte ein furchtbares Knattern und Heulen und ein Pferd sprengte mit einem Reiter über die Wiese, der seinen Kopf in der linken Hand trug. Das Pferd blieb mit dem Reiter vor dem Hirten stehen und der Kopf sprach: „Was suchst Du auf meiner Weide?“ — „Das, was Du suchst!“ entgegnete der Hirt. — „Hm! Du hast Deinen Kopf am rechten Platz!“ sagte der Kopf, „Du gefällst mir!“ — „Das will ich meinen!“ entgegnete der Hirt, „Dir aber hat man ihn abgeschlagen!“ — Ja!“ sagte der Kopf, „ich bleibe so lange von meinem Leibe getrennt, bis ich einen Menschen finde, der mich erlöst von dem Fluche, der auf mir lastet.“ Der Hirt fragte: „Wer hat Dich denn verflucht? Erzähle mir Deine Geschichte!“ Da begann der Kopf zu weinen und nach einer Weile erzählte er: „Ich war ein reicher Mann und lebte lange in Freude und Frieden. Da kam einmal ein Pope zu mir in das Haus und bat um Geld für eine Kirche, welche die Leute bauen wollten. Ich gab ihm viel Geld und er entfernte sich damit. Einmal kam ich in das Dorf, wo man eben die Kirche baute. Ich weiß nicht wie und warum, aber kurz, ich sprang unter die Leute und sagte: „Geht auf das Feld arbeiten und baut keine Kirchen! Wenn Gott Kirchen haben will, so baue er sie sich selbst!“ Da kam der Pope herbei und verfluchte mich. Nun muß mein Leib ohne Kopf so lange herumirren, bis ich einen Menschen finde, der so lange betet für meine Erlösung, bis dieser Stab grüne Blätter treibt.“ Darauf überreichte der Reiter ohne Kopf dem Burschen einen dürren Stab. Der Hirt

sagte darauf: „Bei Gott ist alles möglich! Ich will für Dich beten!“ Und er schlug den Stab in die Erde und begann zu beten. Gegen Morgen bekam der Stab grüne Blätter und als sich der Hirt nach dem Reiter umblickte, sah er dessen Kopf schon auf dem Rumpfe sitzen und der Fremde sagte: „Du hast mich erlöst, nun kann ich wieder als Mensch weiter leben. Dich aber will ich zu mir in mein Haus nehmen und Du sollst von nun an mein Sohn und Erbe sein. Ich selbst aber werde Pope, um Gott zu dienen, den ich einmal beleidigt habe.“ Und so geschah es auch. Der arme Hirt wurde ein gar reicher Herr, der reiche Mann aber wurde Pope und diente Gott sein ganzes Leben hindurch.



31. Der Mann, der fünf Köpfe hat.

Das Osterfest war gekommen und Jung und Alt freute sich, daß der Winter vergangen und der warme Sommer wieder da war. Nur Raduli Pischta freute sich wenig und ging am heiligen Tage, mit Amboß und Hammer versehen, aus seiner Hütte am Ende des Dörfchens hinaus in das Freie und am Rande des Waldes zündete er ein kleines Feuer an. Darauf begann er fleißig Hufeisen und Hufeisennägel zu schmieden. Er schmiedete ein Hufeisen nach dem andern, einen Nagel nach dem andern, während die Leute im Dorfe mit dem Popen in der Kirche beteten und heilige Lieder sangen.

Da trat aus dem Walde ein Mann, der fünf Köpfe hatte*) hervor, näherte sich Raduli Pischta, dem Schmied, und sagte: „Guten Tag! Du arbeitest auch am heiligen Ostertag?“ — „Ja!“ antwortete der Schmied, „ich muß, denn sonst verhungern meine Leute daheim in meiner Hütte.“ Der Mann mit den fünf Köpfen erwiderte: „Aber am Ostertag schickt es sich nicht, zu arbeiten. Du kannst schon an einem andern Tag fleißiger sein und mehr verdienen, damit Deine Leute nicht verhungern!“ Darauf sagte Raduli Pischta: „Du kannst leicht reden! Du hast fünf Köpfe und kannst

*) Der indische Gott Brahma hat auch fünf Köpfe. Eine merkwürdige Vermischung heidnischer und christlicher Elemente.

leichter denken, als ich, der ich nur einen Kopf habe. Ich habe zu Hause fünfzehn Kinder; sieben sind blind, sieben sind taub; das jüngste, weiß ich nicht, was aus dem noch wird! Die brauchen viel, mein lieber Mann und ich muß tüchtig arbeiten, damit ich sie ernähre!" — „Das habe ich nicht gewußt!" erwiderte der Mann mit den fünf Köpfen, „Du hast Recht und arbeite nur immer zu, wenn auch heute die Leute im Dorfe das heilige Osterfest feiern. Gott segne Deine Arbeit!" Darauf entfernte er sich.

Zur selben Zeit saß Radulj Pischta's Frau in der kleinen Hütte am Ende des Dörfchens und band aus frischen Birkenzweigen große und kleine Besen, die sie am nächsten Wochenmarkte in der Stadt verkaufen wollte. Da trat der Mann mit den fünf Köpfen in die Hütte herein und sprach: „Guten Tag, liebe Frau! Du arbeitest am heiligen Osterfest?" — „Ja!" entgegnete Radulj Pischta's Weib, „mein Mann schmiedet draußen im Felde*) Hufeisen und Nägel und ich binde Besen, damit wir zu Geld kommen und unsere fünfzehn Kinder ernähren können, von denen sieben blind und sieben taub sind." Darauf sagte der Mann mit den fünf Köpfen: „Ja, dann müßt Ihr freilich arbeiten; doch ich will Eurer Not abhelfen und Euere blinden Kinder sehend, die tauben hörend machen. Doch mußt Du mir Dein jüngstes Kind geben, damit ich es abschlachte." Die arme Frau weinte und übergab dem Manne mit den fünf Köpfen ihr jüngstes Kind. Dieser nahm aus seinem Gürtel ein scharfes Messer hervor, schlachtete das Kindlein ab und warf es zum Fenster hinaus auf die Straße. Darauf verschwand er und ward nicht mehr gesehen. Als nun Radulj Pischta's Weib laut zu klagen und zu jammern begann, riefen ihre tauben Kinder: „Mutter, wir hören draußen auf der Straße unsere kleine Schwester weinen." Die sieben blinden Kinder aber liefen hinaus und sahen ihr Schwesterchen lebend und unversehrt auf der Straße liegen. Sie hoben es auf und trugen es zu ihrer Mutter, die sich gar sehr freute, daß sie alle Kinder beisammen hatte und keines taub oder blind war.

---

*) In den Dörfern Siebenbürgens durften die Zigeuner wegen der häufigen Feuersbrünste früher nur außerhalb der Gemeinde auf freiem Felde ihr Schmiedehandwerk ausüben.

32. Der Rätselmann.

Es lebten einmal vier Brüder, die waren sehr arm. Da sagte der älteste Bruder: „Ich will nicht mehr arm sein! Ich ziehe in die Welt und wenn ich reich werde, so kehre ich zurück und hole Euch ab." Der arme Bruder wanderte nun Tag und Nacht und hatte keine Speise, noch einen Trunk bei sich; er war sehr müde, als er in einen großen Wald kam, der kein Ende zu haben schien. Der Bruder legte sich nieder und schlief ein. Als er schlief, kam ein kleines Männchen, das hatte einen langen, weißen Bart und schrie: „Steh' auf! Du bist ein armer Mann und liegst am helllichten Tage auf der Erde und schläfst; Du bist faul und willst nicht arbeiten! Steh' auf!" Der Bruder stand auf und sagte: „Ich bin müd' und habe keine Arbeit." Das kleine, alte Männchen sprach: „Komm' in mein Haus, ich gebe Dir Speise und Trank und sehr viel Geld, Silber und Gold, wenn Du weißt, was das Rätsel bedeutet, welches ich Dir sagen werde.

Sie gingen in den Wald hinein, da stand ein schönes, großes Haus. Sie traten in die Wohnung des kleinen Mannes ein und dieser sperrte eine große, eiserne Thüre auf und sagte: „Sieh', dies viele Silber und Gold gehört Dir, wenn Du mir sagst, was dies Rätsel bedeutet! Höre!

Ein Hölzchen, vier Schnürchen,
Ein Stäbchen, viel' Härchen,
Sie rufen zum Tanze
Verliebte Pärchen!"*)

Sag', was ist das?" Der Bruder antwortete: „Guter Mann, ich weiß nicht was das ist." — „Gut!", sagte das alte Männchen,

*) Der Originaltext lautet:

Yeka kástori, stár shelóro,
Yek ciloro, but balóro,
Piráná vicinen
Kiyá e kelyiben.

Was die Orthographie anbelangt, so ist c = z, s = ſ, sh = ſch, ñ = nj, y = j, ç = ch, j = dſch. S. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner" (Leipzig, Wilhelm Friedrich), S. 3.

„wenn Du es nicht weißt, so will ich es Dir sagen; es ist die Geige! Du aber bleibst nun hier und wirst mein Diener sein."

Der arme Diener mußte jetzt schwer arbeiten und das alte Männchen schlug ihm jeden Tag den Rücken blau und grün, denn es war klein, aber sehr stark. —

Die Brüder zu Hause wußten nun nicht, wo der erste Bruder sei und da sagte einmal der zweite Bruder: „Unser Bruder kommt nicht zurück! ich gehe jetzt auch fort und wenn ich reich bin, so komme ich zu Euch und hole Euch ab." Der zweite Bruder ging nun auch fort, kam in den großen Wald und legte sich nieder. Als er schlief kam das kleine, alte Männchen, weckte ihn auf und rief: „Steh' auf! Du bist ein armer Mann und arbeitest nicht. Komm' mit mir, ich gebe Dir Speise und Trank und sehr viel Geld, Silber und Gold, wenn Du weißt, was das Rätsel bedeutet, welches ich Dir sagen werde." Sie gingen in das schöne Haus des Alten, dieser sperrte die eiserne Thüre auf und sagte: „Sieh', dies viele Silber und Gold gehört Dir, wenn Du mir sagst, was dies Rätsel bedeutet! Höre!

Beinlos ist ein Hund und zungenlos,
Hebst ihn aber Du in Deinen Schooß!
Bellt und heult und kläfft er fürchterlich;
Legst Du nieder ihn, nicht muckst er sich.*)

Was ist das? Weißt Du es?" — „Ich weiß es nicht," sagte der zweite Bruder, „ich bin nicht so klug!" Da sagte der alte Mann: „Wenn Du so dumm bist und es nicht weißt, so sage ich es Dir: es ist die Kette. Jetzt bleibst Du hier und wirst mein Diener sein." Nun waren die zwei armen Brüder beim alten Männchen und fühlten sich sehr unglücklich. —

Die zwei jüngeren Brüder wußten nicht, wo ihre beiden älteren Brüder leben und da sagte einmal der dritte Bruder: „Lieber Bruder, die Anderen haben uns vergessen; ich gehe auch in die Welt und wenn ich reich werde, so komme ich zurück und hole Dich ab." Er ging auch weg und kam auch in den großen Wald, wo er sich müde niederlegte. Als er schlief, kam das alte Männchen, weckte

*) Der Originaltext lautet:
Biçerengro, bicibákro jinkel,
Káná opre les lável:
Becinel te vicinel
Bashlyot te ná penel!

ihn auf und schrie: „Steh' auf, Du Wicht! Du bist ein armer Mann und schläfst am hellichten Tage, anstatt zu arbeiten! Steh' auf und komm' mit mir; ich gebe Dir Speise und Trank, ich gebe Dir viel Geld, Silber und Gold, wenn Du weißt, was das Rätsel bedeutet, welches ich Dir sagen werde." Sie gingen in das große, schöne Haus des alten Mannes hinein, dieser sperrte die eiserne Thüre auf und sagte: „Sieh', dies alles gebe ich Dir, dies viele Gold und Silber, wenn Du weißt, was dies Rätsel bedeutet! Höre!

Zwischen zwei Bergen bellt ein stinkiger Hund,
Laut in dem dunklen, finstren Waldgrund!*)

Sag', was ist das?" — „Ich weiß es nicht," entgegnete der Bruder, „ich habe nicht viel gelernt und bin daher auch nicht so klug, wie Du. Du bist alt, ich aber bin noch jung und weiß nicht viel." — „Gut!" sagte der Alte, „wenn Du es nicht weißt, so sage ich es Dir: es ist der F..z!" Da lachte der Bruder, aber das alte Männchen sagte: „Lache nicht, Du wirst noch weinen! Du bist jetzt mein Diener." Und der arme Bruder war nun mit seinen beiden älteren Brüdern Diener des kleinen, alten Mannes, der sie gar schwere Arbeiten verrichten ließ und ihre Rücken jeden Tag blau und grün schlug. —

Da dachte der vierte, der jüngste Bruder: Alle meine Brüder sind weggegangen; ich gehe nun auch in die Welt, denn meine Brüder kehren nimmer zurück, sie haben mich längst vergessen. — Er hatte drei Hunde, das waren ein Bär, ein Wolf und ein Fuchs, die liebte er sehr und sie liebten ihn auch und zogen mit ihm in die Welt. Sie kamen in den Wald und der junge Bruder sagte: „Geht, meine Freunde, sucht Euch etwas zum Fressen; wenn ich Euch aber pfeife, so kommt sogleich zu mir!" Die Tiere gingen weg und er legte sich nieder und schlief. Da kam das alte Männchen, weckte ihn auf und rief: „Du Wicht, steh' auf und arbeite!" Der Bruder stand auf und sagte: „Was willst Du?" — „Komm'," sagte der alte Mann, „ich gebe Dir Speise und Trank und viel Geld, Silber und Gold, wenn Du mir sagst, was das Rätsel bedeutet, welches ich Dir sagen werde." Sie gingen in das große, schöne Haus des Alten, dieser sperrte die eiserne Thüre auf und

*) Der Originaltext lautet:
Máshkár duy resá kándeno jiukel,
Pále sárále themlin becinel!

sagte: „Dies viele Silber und Gold gebe ich Dir, wenn Du mir sagst, was dies Rätsel bedeutet:

Graue, endloslange Leinewand
Spreitet man aus durchs ganze Land!*)

Was ist das? — Der junge Mann sagte: Das sind die Wege, die im Lande sind.“ — „Gut!“ entgegnete der alte Mann, „Du bist klüger, als Deine Brüder, die bei mir dienen müssen. Ich brauche nun auch einen klugen Diener, Du sollst bei mir Diener sein!“ — „Nun, das will ich nicht!“ sagte der jüngste Bruder, „Gieb mir her Dein Silber und Gold!“ Der alte Mann wollte aber davon nichts wissen und begann ihn zu schlagen. Da pfiff der vierte Bruder und es kamen der Bär, der Wolf und der Fuchs herbei und zerrissen das alte Männchen, die vier Brüder aber nahmen das viele Silber und Gold und waren nun reiche Leute.

33. Das treulose Mädchen.

Es lebten einmal ein Jüngling und ein Mädchen, die hatten einander gar lieb. Einmal saßen sie beide unter einem Baume und sprachen gar viel von ihrer Liebe und ihrem Glück. Da sagte das Mädchen: „Wenn Du sterben solltest, ich könnte keinen andern Mann lieben. Dich werde ich nie vergessen.“ Der Jüngling entgegnete: „Versprich nicht etwas, was Du nicht halten kannst!“ Doch das Mädchen beteuerte hoch und heilig, daß sie wahr gesprochen und ihr Versprechen auch halten werde.

Der Sommer verstrich und auch der Herbst und der Winter rückte heran. Im Handumdrehen wurde es Fasching und unser Pärchen sollte sich ehelichen. Das Mädchen hatte schon dem Jüngling — so wie es Brauch und Sitte ist — das Bräutigamshemd geschenkt**),

*) Der Originaltext lautet:

Melyálo, dindyárde poçtán
Pál e pçuv çárpinán.

**) In Siebenbürgen schenkt die rumänische Braut ihrem Bräutigam ein von ihr selbst verfertigtes Hemd. Dies ist auch bei den unter Rumänen ansässigen Zigeunern der Fall.

das sie selbst verfertigt hatte, da wurde der Bräutigam krank und starb kurz vor der Hochzeit. Sie zogen ihm das Hochzeitshemd an und begruben ihn. Das Mädchen weinte bitterlich und wollte von nun an mit keinem Menschen reden und niemanden sehen. Doch das dauerte nicht lange. Als in der Tanzstube Musik und Gesang erscholl, da hielt die Maid es nicht mehr aus, ging auf den Tanzboden und unterhielt sich mit den andern. Besonders als Janku, des Dorfschmieds Sohn, aus der Fremde, wo er Soldat gewesen, heimgekehrt war, nahm der Tanz kein Ende. Jeden Abend versammelten sich die jungen Leute in der Tanzstube und unterhielten sich bis nach Mitternacht. Linka, unser Mädchen, vergaß gar bald das Versprechen, das sie einst ihrem Geliebten gegeben und unterhielt sich mit Janku, zum großen Ärger der andern Mädchen.

Am letzten Faschingsabend ging es auf dem Tanzboden gar toll zu. Die Bursche ließen Wein aus der Schenke holen, sangen, tanzten und schäkerten mit den Mädchen, daß es eine rechte Freude war, ihnen zuzusehen. Gegen Mitternacht ging der Wein aus und niemand wollte in die Schenke gehen, um frischen zu holen. Da sprang Linka aus dem Winkel hervor, wo sie neben Janku gesessen und rief: „Ihr seid mir rechte Hasenherzen! Ihr fürchtet Euch im Dunkeln in die Schenke zu gehen! Her mit den Krügen!" Sie nahm die leeren Krüge und eilte hinweg. In der Schenke ließ sie sich von dem Juden die Krüge anfüllen und trat den Rückweg an. Sie mußte am Friedhof vorüber und sah dort auf einem Grabe eine weiße Gestalt sitzen.*) Sie dachte sich: „Das ist gewiß Janku, der mich erschrecken will. Sie stellte die Krüge auf die Erde und sprang über den Graben, riß der Gestalt das Hemd vom Leibe und eilte davon. Als sie in die Tanzstube trat, rief sie dem Janku zu: „Spitzbube! wo hast Du Dein Hemd? Du hast mich erschrecken wollen, als ich am Friedhof vorüberging, nicht wahr?" Darauf warf sie das Hemd vor seine Füße. Da sagten alle, Janku hätte sich aus der Stube gar nicht gerührt und niemandem wäre es eingefallen, sie zu erschrecken. Linka hob nun das Hemd vom Boden auf und betrachtete es näher; da schrie sie laut auf: „Das ist ja das Hemd meines Bräutigams." Entsetzen ergriff alle und schnell war die Tanzstube geleert.

Am nächsten Abend blieben alle zu Hause und besprachen den

---

*) In rumänischen Dörfern sind die Friedhöfe uneingehegt, höchstens durch einen Graben begränzt.

gestrigen Fall. Linka saß auch in der Stube bei ihren Eltern und weinte bitterlich. Gegen Mitternacht begann der Hofhund zu heulen und eine weiße Gestalt klopfte an Linka's Fenster und rief dreimal: „Gieb mir mein Hemd!" Dies wiederholte sich jede Nacht. Linka und ihre Eltern gingen nun zum Popen und baten ihn um Rat. Der Pope sagte: „Du mußt dem Todten das Hemd zurückgeben!" In der nächsten Nacht, als der Todte wieder sein Hemd verlangte, wollte es ihm Linka geben, doch er sagte: „Komm' und gieb es mir dort über, wo Du es mir genommen hast." Und er schritt langsam dem Friedhof zu. Linka folgte ihm nach und als der Todte sich auf das Grab setzte, da stürzte ihm Linka das Hemd über den Kopf. Dies sahen noch die Leute, die Linka bis zum Friedhof gefolgt waren, dann aber krachte es dreimal laut in der Luft, die Glocken am Thurme schlugen dreimal an und Linka war sammt dem Todten verschwunden. Das Mädchen kam nie mehr zum Vorschein; auf dem Grabe ihres Bräutigams wuchsen aber eine Rose und eine Nelke, die jedesmal um Mitternacht wie lauteres Gold glänzten. Die Leute sagten; die Rose sei der Bräutigam, die Nelke aber sei Linka, die Braut.



34. Die treulose Wittwe.

In einem Baumloche weit oben im Gebirge wohnte ein Rabe mit seiner Frau. Er liebte sehr seine junge Gemahlin, doch diese machte sich gar wenig daraus.*) Einmal aßen sie beide eine Maus und an einem kleinen Knochen erstickte der Herr Rabe. Er krächzte ein-, zweimal, schlug mit seinen Flügeln um sich herum und starb. Frau Rabe flog weinend nach Hause und legte sich nieder. Aber sie konnte nicht schlafen, denn sie liebte doch ihren Gemahl, der jetzt todt auf der Erde draußen im großen Walde lag. Da kam ihr alter Diener an die Thür, kratzte an dieselbe und rief: „Junge Frau, höre! Du bist noch jung und schön und es ist nicht gut, daß Du allein leben sollst. Draußen ist ein Herr Rabe, der hat ein schönes Haus und seine

*) Im Original heißt es: ádá uvá kamelás les te kide, kide = diese aber liebte ihn so, so ....

Frau ist gestorben. Er will Dich heiraten. Was sagst Du dazu?" Die junge Wittwe weinte und sprach: „Ist er alt? ist er so alt, wie mein seliger Herr Rabe?" Da sagte der alte Diener: „Ja, er ist so alt; er ist auch so reich, nur ist er lahm; er hinkt! Seine erste Frau zerschlug ihm das rechte Bein." Darauf schrie die Frau: „Geh' und sag' ihm: ich weine und will keinen Mann haben!" Der Diener ging und kam bald zurück, klopfte an die Thür und sagte: „Frau! Draußen ist ein alter, aber sehr reicher Herr Rabe und will Dich heiraten. Was soll ich ihm sagen?" Die junge Wittwe sagte: „Geh' und sag ihm: meinen guten Herrn kann ich nicht vergessen. Ich will keinen Mann mehr haben." Kaum entfernte sich der Diener, da sang ein Rabe vor der Thür der jungen, schönen Wittwe das Lied:

Von dem Baume fällt das Blatt!
Glücklich, wer ein Liebchen hat!
Wer bei seinem Lieb nicht ruht,
Dem fehlt auch des Feuers Glut!*)

Frau Rabe hörte das Lied und rief ihren alten Diener herbei. Sie fragte ihn: „Wer singt da draußen?" Der Diener entgegnete: „Es ist der schönste junge Herr Rabe, den ich je gesehen habe. Er liebt Dich!" Da sagte die junge Wittwe: „Sogleich gehe und sage ihm, er soll herein kommen." Der Diener ging hinaus und bald kam der junge Rabe herein und nun begann das gegenseitige Umarmen, Küssen und Kosen. Dann rief die treulose Wittwe ihren Diener herbei und sagte zu ihm: „Geh' hinaus in den Wald und wasche den todten Herrn. Ich rühre ihn nicht an, denn er stinkt und ich will mich nicht beschmieren. Den schmutzigen Leichnam strecke aus, lege ihn auf Stroh und wirf ihn ins Grab." Der Diener weinte und sagte: „Ich gehe! Doch ist es eine rechte Sünde, den todten Herrn so wegzuwerfen." Da auf einmal kam der Herr Rabe herein, der alles gehört hatte, denn er hatte sich nur versteckt, um zu sehen, was seine Frau machen werde. Er schlug die Frau sammt dem jungen Raben aus seiner Wohnung hinaus und lebte von nun an mit seinem alten Diener zufrieden und glücklich bis an sein seliges Ende.

---

*) Dies allgemein bekannte Lied lautet im Originale

Pál o kásht perel paitrin!
Ei, káshke piráni hin!
Káshke piráni náñi;
Adáleske kám náñi!



35. Der treue Fischer.

An einem großen See lebte einmal ein Fischer mit seiner jungen Frau lange Zeit hindurch in Glück und Zufriedenheit. Sie bauten sich eine schöne Hütte am Ufer des See's und täglich brachte der Fischer unzählige Fische nach Hause, welche dann seine junge Frau in der Stadt verkaufte. Bald galt er im Dorfe für einen reichen Mann und viele Leute beneideten ihn um sein Glück. Im Dorfe lebte ein junger Schuster, der lieber in der Schenke saß, als auf Arbeit ging und der besonders unserm Fischer von Herzen gram war, weil er ihm seine jetzige Frau vor der Nase weggeheiratet hatte. Einmal trafen sich beide, der Fischer und der Schuster in der Schenke und erzählten einander bei einem Glase Wein ihre Erlebnisse. Da fragte auf einmal der Schuster: „Ist Deine Frau wieder in die Stadt?" — „Ja," antwortete der Fischer, „warum fragst Du nach ihr?" — „Nun," meinte der Schuster, „wenn sie meine Frau wäre, so ließe ich sie nicht mehr in die Stadt. Ich weiß, was ich weiß, lieber Kamerad." Der Fischer sah darauf den Schuster höhnisch lächeln und er fragte ihn: „Sag' mir also, was weißt Du denn eigentlich?" — „Hm!" sagte der Schuster, „weißt Du, Freundchen, man sagt mit Recht: Weiber-Treu' ist des Teufels Cruzifix!*) Neulich sah ich Deine Frau in der Stadt mit einem jungen Herrn in eine Schenke gehen . . . . nun, ich sah nichts! ich weiß nichts! mehr werde ich Dir nicht sagen!" Der arme Fischer hatte auch mit dem genug; er drang nicht in den Schuster, ihm noch mehr mitzuteilen, sondern entfernte sich mürrisch aus der Schenke. Der Teufel hatte geniest!*) Als er nach Hause kam, sprach er kein Wort zu seiner Frau, sondern legte sich nieder. Am nächsten Tage erzählte er ihr, was er gehört hatte und da sie alles leugnete, schlug er die arme Frau. So machte er es jedesmal, so oft er mit seiner Frau allein zusammen war. Einmal, als er sie wieder geprügelt hatte, sagte sie: „Nun weiß ich, was ich zu thun habe!" Der Fischer kehrte sich nicht an ihre Worte, sondern ließ sie aus der Stube hinausrennen. Als er nach einer Weile vor die Hausthüre trat,

*) Sprichwörtliche Redensarten.

sah er am Ufer des See's, viele Leute stehen. Er ging hin und erkundigte sich bei ihnen, warum sie da ständen. Da sagte eine alte Frau: „So, Ihr wißt es nicht? den Worten des Schusters aber habt Ihr Glauben schenken können? Eure Frau ist in den See gesprungen und im Wasser spurlos verschwunden!" — „So!" entgegnete der Fischer, „eine treulose Frau verdient den Tod! Ich mache mir nichts daraus, denn ich hätte sie ohnehin aus meiner Hütte hinausgeworfen. Ein solches Weib brauche ich nicht!" Darauf sagte die Alte: „Kommt mit mir in meine Hütte. Ich will Euch dort etwas zeigen." Darauf gingen sie in die Hütte der Alten, wo diese aus einem Schranke einen runden Spiegel hervornahm und den Fischer hineinblicken ließ. Da sah er seine Frau in einer Schenke einem jungen Herrn Fische verkaufen. „Weiter ist nichts geschehen!" sagte die alte Frau. Da begann der Fischer zu jammern und sich zu verfluchen. Bald wollte er sich das Leben nehmen, bald wollte er den lügnerischen Schuster tödten, kurz: er wußte selbst nicht, was er eigentlich wollte. Da sagte die alte Frau: „Den Schuster werdet Ihr nicht mehr sehen, denn, als er vom Unglück hörte, hat er sich aus dem Dorfe entfernt und wird nimmer zurückkehren." Der Fischer ging heim, doch auch dort hielt er es nicht lange aus und ging in die Schenke, aber auch dort fand er erst recht keine Ruhe und ging nun zurück zum großen See. Als er dort am Ufer stand und das Wasser vor sich sah, dachte er bei sich: „Ich habe meine gute Frau in den Tod getrieben und für mich wäre es nun auch das Beste, wenn ich mir das Leben nehmen würde!" Und er sprang in das Wasser. Immer tiefer und tiefer sank er im Wasser hinab und erreichte gar bald den Grund des See's, wo ein alter Mann mit einem feurigen Bart ihn auffing und in ein gläsernes Haus führte: Als sie in das Zimmer eintraten, sagte der alte Mann: „Ich habe es bewirkt, daß Du nicht ertrunken, sondern hier bei mir bist." Da sagte der Fischer: „Wer hat Dir aufgetragen, mich vom Tode zu retten? Ich will sterben, denn ich habe meine Frau in den Tod getrieben!" — „Das weiß ich recht gut!" entgegnete der alte Mann, „eben deshalb will ich, daß Du noch leben sollst. Ich bin Nivaschi, der König der Prikulitsch*) und will Dir Dein Weib zurückgeben, wenn Du mir versprichst: jedes Jahr einen goldenen Ring in den See zu werfen!" Wer war

*) S. Anmerkung zum 29. Stück.

froher, als unser Fischer! Er versprach, jedes Jahr einen goldenen Ring in den See zu werfen und wurde nun vom Nivaschi in ein anderes Zimmer geführt, wo unzählige schwarze Gefäße standen. Da sagte der alte Mann mit dem flammenden Bart: „In diesen Gefäßen befinden sich die Seelen derer, die sich im See ertränkt haben!*) Hier ist die Seele Deiner Frau!" Darauf schlug er dreimal mit seinem langen Stocke an die Waud und es erschien die todte Frau des Fischers, nun öffnete er das Gefäß und hielt es an den Mund der Frau, die gleich darauf zu leben begann und vor Freude weinte. Nivaschi führte das Ehepaar hinauf an das Ufer und entfernte sich dann. Von nun an lebte der Fischer mit seiner Frau in der größten Eintracht und hatte sie noch einmal so lieb, als früher; einen goldenen Ring aber warf er jedes Jahr in den See.



36. Die weiße Flamme.

Eine Zigeunertruppe vom Stamme der Leïla**) lagerte einmal auf einer weiten, unbewohnten Ebene. Nachdem die Leute gegessen und getrunken hatten, legten sie sich in ihren Zelten nieder und gar bald hörte man sie in tiefem Schlaf schnarchen. Nur Curu, der ärmste Bursche der ganzen Truppe und selbst des ganzen Stammes, schlief nicht. Er war nämlich in Panna, die schöne Tochter des Häuptlings verliebt, die an ihm auch großen Gefallen fand. Als aber Curu das Mädchen zur Frau begehrte, sagte der alte Häuptling: „Du bist der ärmste Mann unseres ganzen Stammes und willst dennoch meine Tochter heiraten! Geh' und sorge für Deinen Rücken,

*) Vgl. Cicero's Ausdruck in seinen tusculanischen Gesprächen, wo er sagt: „nam corpus quidem vas est aut aliquod animi receptaculum," in Anlehung an das pythagoräische Dogma, wonach die Seelen aus einem Körper in den andern gegossen werden. Die Redensart: „es geht mit jemandem auf die Neige" mag vielleicht eine alte mythologische Reminiscenz sein.

**) In Siebenbürgen sind vier Stämme der Wander- oder Zeltzigeuner: die Leïla, Kukuya, Aschani und Tschale.

daß ich ihn Dir nicht blau und grün anstreichen lasse!" Dies grämte den armen Burschen gar sehr und auch diese Nacht konnte er nicht schlafen, sondern saß draußen im Freien bei den Pferden der Truppe. Da sah er um Mitternacht in seiner Nähe eine weiße Flamme aufschlagen und wieder verschwinden. Dreimal wiederholte sich dies. Da holte Curu aus den Zelten eine Hacke herbei und begann an der Stelle, wo er die weiße Flamme gesehen hatte, zu graben. Nach einer Weile stieß er auf eine kleine, eiserne Thür, die er mit großer Anstrengung öffnete und in ein dunkles Zimmer eintrat. Er tappte im Finstern herum und fand eine zweite Thür, durch die er in ein zweites Zimmer eintrat, wo eine Kerze brannte und ein kleiner Mann, an Händen und Füßen gefesselt, lag. Als dieser den Burschen bemerkte, sagte er zu ihm: „Befrei' mich von diesen Fesseln und ich will Dich reich machen!" Curu entgegnete: „Sag' mir vorerst, wer Du bist und warum und durch wen Du gefesselt worden bist?" Der kleine Mann sagte: „Ich wohne weit von hier mit meinen Brüdern hoch oben im Gebirge. Einmal gingen wir auf die Jagd und erschlugen die Frau des Wieselkönigs. Als dies der Wieselkönig erfuhr, lauerte er mich auf, nahm mich gefangen und sperrte mich in dieses Haus." — „Wenn sich die Sache so verhält," sagte Curu, „so will ich Dir gerne in der Not helfen." Darauf befreite er den kleinen Mann und sah ihm lachend zu, wie dieser vor Freude im Zimmer herumtanzte. Nach einer Weile sagte der kleine Mann: „Nun muß ich heim zu meinen Brüdern eilen, denn bald kommt der Wieselkönig her, um nachzusehen, ob ich mich noch hier befinde. Nimm diesen Ring, stecke ihn an den mittleren Finger Deiner linken Hand und wenn Du Gold haben willst, so drehe ihn einmal von links nach rechts und Du wirst jedesmal einen Dukaten in der Hand finden." Darauf gab der kleine Mann dem Burschen einen Ring und nun entfernten sie sich aus der Wohnung des Wieselkönigs. Der kleine Mann zog ins Gebirge zu seinen Brüdern, Curu aber ging in sein Zelt und drehte den Ring am mittlern Finger seiner linken Hand so oft von links nach rechts, daß er in der Frühe einen großen Haufen Dukaten dem Häuptling für seine schöne Tochter Pama geben konnte, die nun seine Frau wurde und mit ihm

Viele Jahre lebte in Saus und Braus
Und nun ist dieses Märchen aus!



37. Der Zigeuner und der Schatz.

Ein armer Zigeuner kam einmal in einen großen Wald und legte sich unter einem Baum nieder, um zu schlafen. Da erschien ihm auf einmal im Traume eine weißgekleidete Frau, die sagte zu ihm: „Ich sehe, daß Du ein armer Zigeuner bist, und ich will Dich reich machen. Gehe tiefer in den Wald hinein, wo Du an einem Flusse einer nackten Frau begegnen wirst. Diese Frau wird Dir sagen, wo und wie Du reich werden kannst."

Als der Zigeuner erwachte, ging er tiefer in den Wald hinein, wo er am Ufer eines Flusses einem nackten Weibe begegnete. „Gut, daß Du kommst," sagte die Frau, „ich erwarte Dich schon seit langer Zeit. Gehe diesen Fluß entlang bis zu seiner Quelle, dort steht ein Baum und unter diesem Baume liegt ein Schatz vergraben, welchen Du besitzen sollst. Doch mußt Du, — während Du unter dem Baume gräbst, die Augen schließen und sie nicht eher öffnen, bis Du einen Schrei hörst." Darauf verschwand die Frau und der Zigeuner ging den Fluß entlang, bis zu seiner Quelle, wo ein großer Baum stand. Er schloß nun die Augen und begann unter dem Baum zu graben. Da war ihm, als wenn kalte Schlangen an seinem Leib emporkriechen und an seinen Lippen saugen würden. Doch er öffnete seine Augen nicht, sondern grub fleißig weiter. Da fühlte er einen Schmerz in allen Gliedern und es war ihm, als wenn man ihn mit siedendem Wasser begießen würde. Er grub weiter und nach einer Weile fror er so sehr, daß er an allen Gliedern zitterte und mit den Zähnen klapperte. Er fühlte in seinen Augen ein heftiges Brennen und Stechen, doch er öffnete sie nicht, sondern grub fleißig weiter. Da hörte er in seiner nächsten Nähe einen wunderschönen Gesang, weiche Arme umschlangen seinen Nacken und warme Lippen küßten seinen Mund. Er hörte eine Stimme sagen: „Du hast Deine Schuldigkeit gethan und der Schatz gehört nun Dir. Komm' jetzt und raste in meinen Armen!" Beinahe hätte er jetzt seine Augen geöffnet, doch fielen ihm noch zur rechten Zeit die Worte der nackten Frau ein und er grub weiter. Darauf begann der Boden unter seinen Füßen sich zu heben und zu senken. Er konnte sich kaum mehr aufrecht erhalten und taumelte wie betrunken herum. Nach

einer Weile versetzte ihm jemand einen mächtigen Schlag auf den Kopf, so daß er zu Boden fiel. Ein Schrei wurde hörbar und als der Zigeuner seine Augen öffnete, sah er neben unzählig vielen Körben voll Gold ein wunderschönes Mädchen sitzen, das lächelnd zu ihm sagte: „Du hast Deine Aufgabe gelöst und mich gerettet. Vor vielen Jahren lebte ich hier an dieser Stelle, wo damals ein schönes Haus stand, — mit meinem Bruder glücklich und zufrieden. Da verliebte sich mein Bruder in ein Weib, das schon die Frau eines andern Mannes war. Mein Bruder tödtete den Mann und nahm das Weib, das diese vielen Schätze besaß, zu sich in unser Haus. Doch sie lebten nicht lange glücklich mit einander, denn das viele Gold machte meinen Bruder hartherzig und stolz. Seine Frau tödtete ihn und dann sich und verfluchte zugleich das Gold, mich aber verwandelte sie in den großen Baum, unter welchem Du zuvor noch gegraben hast."

Da blickte der Zigeuner um sich und sah, daß der Baum verschwunden war. Er holte nun Wagen aus der Stadt, lud die Schätze auf und zog mit der schönen Jungfrau heim, wo er sie heiratete und glücklich und zufrieden lebte bis an sein seliges Ende.



38. Der Tod als Pate.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte sehr viele Kinder und konnte sie kaum ernähren, denn sein Handwerk ging gar schlecht und wenn er auch arbeiten wollte, so bekam er doch keine Arbeit. Da kam einmal eine böse Krankheit ins Land und alle seine Kinder starben. Bald darauf aber gebar seine Frau wieder ein Kind und der arme Mann machte sich auf den Weg, um für sein neugeborenes Kind einen Paten zu suchen. Im ganzen Dorfe fand er keinen Menschen, der seinem Kinde Pate sein wollte; da ging er traurig hinaus auf den Friedhof und setzte sich neben das Grab seiner Kinder nieder. Als er da traurig saß, kam der Tod zu ihm und sprach: „Du suchst einen Paten für Dein neugeborenes Kind? Nun, weil Du niemanden findest, der Pate sein möchte, so will

ich Dir aus der Verlegenheit helfen und Pate sein. Geh nur und lasse den Popen zur Taufe rufen, aber sage keinem Menschen, wer der Pate sein wird. Wenn die Leute versammelt sind, werde ich schon kommen."

Der arme Mann ging nach Hause und bestellte die Taufe. Als der Pope angekommen war und die Leute sich versammelt hatten, trat ein schön gekleideter Herr in die Stube, und ließ sich vom Popen als Paten annehmen. Als das Kind getauft war und die Leute sich entfernt hatten, sprach der Tod — denn er war als schöngekleideter Herr erschienen —: „Als Patengeschenk will ich Dir Folgendes mitteilen: Dein Sohn, mein Pate, soll Arzt werden. Wenn er zu Kranken gerufen wird, so soll er allein sehen können, wo ich stehe. Stehe ich bei den Füßen des Kranken, so bleibt er am Leben; stehe ich aber beim Kopfe, so muß er sterben. Durch dies Geheimniß wird er reich und angesehen werden." Darauf entfernte sich der Tod.

Der Vater und die Mutter starben gar bald und als der Sohn heranwuchs, wurde er Arzt. Wenn er zu Kranken gerufen wurde, wußte er gleich, wie es um das Leben stand, und sagte es gleich ob der Kranke am Leben bleiben oder sterben wird. Dadurch wurde er so beliebt und berühmt, daß alle Kranken nur ihn riefen und so geschah's, daß er in kurzer Zeit ein sehr reicher Mann wurde.

Nach vielen Jahren wurde er aber auch krank, und erblickte den Tod bei seinem Kopfe stehen. Da sagte der Arzt: „Ich danke Dir, daß Du mir stets geholfen und mich zu einem reichen Mann gemacht hast. Aber das möchte ich doch gerne wissen, woher Du weißt, wann ein Mensch sterben soll?" Der Tod sagte: „Ich will es Dir gleich zeigen, woher ich es weiß, wen ich abholen soll!" Und er führte den Arzt in seine unterirdische Wohnung, dort öffnete er eine Thür und sie traten in ein unendlich großes Zimmer, wo unzählige Lampen waren, in denen Öl brannte. Da sagte der Tod: „Nun sieh! diese Lampen sind Menschenleben; wenn das Öl verbrannt ist, so komme ich zu dem betreffenden Menschen und hole ihn ab. Sieh, dies ist die Lampe Deiner Frau, die ist beinahe voll, aber Deine dort, geht bald aus!" Der Arzt sagte: „Ich möchte gerne die Lampe meines Vaters sehen!" Darauf entgegnete der Tod: „Die ist schon längst in der Kammer, doch ich will sie Dir gleich holen!" Als der Tod hinausging, goß der Arzt schnell in seine Lampe und in die seiner Frau aus den übrigen Lampen so viel Oel nach, daß sie voll

wurden. Als der Tod zurückkehrte, bemerkte er gleich den Betrug, wurde gar zornig und warf den Arzt hinaus, der nun gesund nach Hause kam und noch lange mit seiner Frau in Glück und Zufriedenheit lebte.

39. Der Tod als Geliebter.*)

Es war einmal eine schöne junge Frau, die hatte keinen Mann, keinen Vater und keine Mutter, auch keine Brüder und Bekannten, die waren alle schon gestorben. Sie lebte allein in einem kleinen Hause am Ende der Stadt und niemand kam zu ihr, sie ging auch zu niemandem hin. Da kam an einem Abend ein schöner Wanderer zu ihr, machte die Thüre auf und rief: „Ich bin ein Wanderer und war weit in der Welt; ich will hier rasten, ich kann nicht mehr weiter gehen!" Die junge Frau sagte: „Bleib' nur hier! ich gebe Dir ein Polster, darauf kannst Du schlafen und wenn Du willst, so gebe ich Dir auch Speise und Trank!" Der schöne Wanderer legte sich gar bald nieder und sagte: „Jetzt schlafe ich wieder einmal, lange Zeit schon habe ich nicht geschlafen!" Die junge Frau fragte: „Seit wann hast Du denn nicht geschlafen?" Der Mann erwiderte: „Liebe Frau, in tausend Jahren schlafe ich nur eine Woche." Da lachte die Frau und sprach: „Du scherzest, nicht wahr? Du bist ein schlimmer Mann!" Der Wanderer aber schlief schon und in der Frühe als er aufstand, sagte er: „Du bist eine schöne, junge Frau! wenn Du willst, so bleibe ich hier noch eine Woche." Die Frau willigte gerne ein, denn sie liebte schon den schönen Wanderer. Einmal schliefen sie und da weckte die Frau den schönen Mann auf und sagte: „Lieber Mann, ich hatte einen bösen Traum. Mir träumte soeben, Du wärest kalt und weiß geworden und wir fuhren auf einem schönen Wagen, den sechs weiße Vögel zogen. Du bliesest in ein großes Horn, da kamen todte Menschen heran und gingen mit Dir, denn Du warst ihr König." Darauf erwiderte der schöne

*) Dasselbe Thema ist auch in einer Ballade der transsilvanischen Zigeuner bearbeitet.

Mann: „Das ist ein böser Traum!" Er stand gleich auf und sagte: „Geliebte, ich muß gehen denn in der Welt ist jetzt lange niemand gestorben; ich muß gehen! laß mich los!" Da weinte die Frau und sprach: „Nicht geh' weg! bleib' bei mir!" Der Mann aber erwiderte: „Ich muß gehen; behüt Dich Gott!" Die Frau aber schluchzte, als er ihr die Hand reichte und sprach: „Sag' mir, lieber Mann, wer bist Du denn?" Da sagte der Wanderer: „Wer es erfährt, der stirbt! Du fragst mich vergebens darnach! ich sage es Dir nicht: wer ich bin." D1 weinte die junge Frau und sprach: „Ich will alles erdulden, sag' mir nur: wer Du bist!" Darauf sagte der Mann: „Gut, dann kommst Du mit mir! ich bin der Tod!" Die junge Frau erschrak und starb.



40. Das Todtenbein.*)

Es lebte einmal ein armer junger Mann, der hatte ein schönes Mädchen gar lieb, das ihn auch gerne litt; aber die Eltern der Jungfrau wollten von der Heirat nichts wissen und bestimmten ihre Tochter einem reichen Manne. Da geschah es, daß die Jungfrau erkrankte und starb. Die Eltern und alle Leute im Dorfe meinten, der arme Jüngling hätte ihren Tod bewirkt und verfolgten ihn deshalb, wo sie nur konnten. Da schlich er einmal traurig hinaus auf den Friedhof, wo seine Geliebte schlief, legte sich auf ihr Grab und wünschte sich den Tod. Doch nicht der Tod, sondern nur tiefer Schlaf kam über ihn. Er träumte nun, daß seine todte Geliebte ihn in das Grab rufe und ihm allerlei Schätze zeige. Als er erwachte, war es dunkle Nacht und er machte sich gleich daran das Grab zu öffnen. Und so geschah's. Er öffnete das Grab und sah beim Mondenschein seine Geliebte, wie eine Blume der Wiese am Morgen, so blühend im Grabe liegen. Da übermannte ihn die Sehnsucht; er konnte nicht widerstehen, legte sich neben seine Geliebte und schlief bei ihr ......

*) Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 49.

Neun Monate waren seither vergangen. Der arme Jüngling hatte das Grab seiner Geliebten zugescharrt und lebte nun wieder allein und verlassen. Da geschah es zu Ende des neunten Monates, daß der arme Jüngling nachts von einem Geräusch erwachte. Es war als ob jemand mit einem Kehrbesen am Fenster seiner Hütte kehrte und rufen würde: „Komm' mit, komm' mit!" Der Jüngling ging hinaus, da trat ihm seine todte Geliebte entgegen und sagte: „Nun werde ich Ruhe haben, denn ich war ja Dein Weib. Hier ist die Frucht unserer Liebe. Ich gehe und nie wirst Du mich wieder lebend sehen. Heirate meine Schwester, denn meine Eltern werden sie Dir nicht abschlagen, nachdem Du durch dieses kleine Todtenbein, daß ich soeben geboren, reich werden wirst. Alle Schätze, die unter der Erde sind, wird es Dir zeigen!" Mit diesen Worten verschwand die Todte, nachdem sie dem Jüngling ein Todtenbein in die Hand gedrückt hatte.

Mit der Zeit wurde der Jüngling ein reicher Mann, denn das Todtenbein zeigte ihm stets die Stelle an, wo ein Schatz vergraben lag. Tag und Nacht führte er es bei sich in der Tasche und wenn er auf eine Stelle trat, wo ein Schatz vergraben lag, so gab ihm das Bein einen Ruck und wußte er, daß daselbst ein Schatz verborgen liege. Die Eltern seiner gestorbenen Geliebten gaben ihm gerne ihre zweite Tochter zur Frau, mit der er Jahre lang glücklich und zufrieden lebte. Da geschah es einmal, daß seine Frau zufällig das Todtenbein erblickte und dasselbe, als ihr Mann eben schlief, zu sich nahm und daraus einen Zaubertrank bereitete, den alte Frauen zu verschiedenen Künsten zu verwenden pflegen. Als sie und auch ohne Wissen ihr Mann von diesem Gebräu tranken, verwandelten sie sich in eine dunkle und eine lichte Wolke. Die dunkle Wolke war die Frau, die lichte aber der Mann und sie mußten viele Jahre durch die Welt wandern, bis sie endlich vom Zauber erlöst, sterben konnten.



41. Der betrogene Teufel.

Es lebte einmal in einer großen Stadt ein armer Schneider, der seinen zwölf Söhnen kaum das tägliche Brot verschaffen konnte. Eines Tages war er sehr traurig, denn er konnte seinen Kindern kein Nachtmahl geben und sie mußten sich hungrig zu Bette legen. Unser Schneider legte sich auch nieder, konnte aber nicht schlafen, denn großer Kummer zehrte an seiner Ruhe. In seiner Not und Qual dachte er sich: „Ich würde meine Seele dem Teufel verkaufen, nur sollte ich meine Kinder vom Hungertode retten können!" Da erfüllte ein eigentümlicher Gestank das Zimmer und eine Stimme flüsterte: „Schneiderchen, zünde die Kerze an!" Der Schneider machte Licht und sah den Teufel vor seinem Bette stehen. „Nun, Brüderchen, Du willst mir Deine Seele verkaufen?" sagte der Teufel. „Nun gut! obwohl ich sehr viele Schneider in der Hölle habe, so will ich doch Deinen Antrag annehmen. Ich will Dich und Deine Kinder reich und glücklich machen, Ihr sollt in Sammt und Seide gekleidet gehen, Geld in Hülle und Fülle haben, aber nach sieben Jahren komme ich und hole Dich ab. Nun, wenn Du willst, so unterschreibe diesen Kontrakt mit Deinem Blute!" Der Teufel reichte ihm hierauf eine Rabenfeder, ritzte mit seiner Kralle des Schneiders Zeigefinger und ließ ihn den Kontrakt unterschreiben. Darauf entfernte er sich und der Schneider fand in seiner Truhe so viel Gold und Silber, daß er der reichste Mann im ganzen Lande wurde. Er und seine Kinder gingen nun in Sammt und Seide einher, hatten Geld in Hülle und Fülle und lebten lustig in den Tag hinein.

In Saus und Braus lebte der Schneider sieben Jahre hindurch und als der Tag anbrach, an welchem der Teufel ihn abholen sollte, ging er in seine Stube, setzte sich nieder und sagte zu seinem ältesten Sohne: „Gehe hinaus und sieh', was sitzt auf dem Dache des Hauses!" Der Sohn ging hinaus, und als er zurückkehrte, sagte er: „Ein schwarzes Ei ist auf dem Dache des Hauses." Er schickte nun den zweiten Sohn hinaus und dieser meldete: „Vater, ein kleiner weißer Vogel sitzt auf dem Dache." Nun schickte er den dritten Sohn hinaus, und dieser brachte die Nachricht: „Vater, ein kleiner, grauer Vogel sitzt auf dem Dache. „Nach einer Weile meldete der vierte

Sohn: „Vater, ein kleiner schwarzer Vogel sitzt auf dem Dache." Der Fünfte sagte: „Ein Rabe sitzt auf dem Dache." Der Sechste aber meldete: „Vater, ein Rabe sitzt auf dem Dach, der einen Entenfuß hat." Der Siebente meinte: „Vater, der Rabe hat Ziegenhörner." Und der Achte meldete: „Vater, der Rabe hat einen langen Schweif." Der Neunte aber sprach: „Der Rabe hat keine Federn, sondern schwarze Borsten." Der zehnte Sohn meldete: „Vater, der Rabe hat Augen, die glänzen wie feurige Kohlen." Und der Elfte sprach: „Der Rabe ist so groß geworden, wie ein Mensch." Da lief der zwölfte Sohn in die Stube und rief: „Vater, lieber Vater! der Teufel sitzt auf dem Dache." Da sagte der Schneider: „Kinder, geht jetzt in die Kirche und laßt den Popen*) eine Messe lesen."

Als sich die Söhne entfernt hatten, trat der Teufel in die Stube und sprach:

„Entenfuß und Rattenschweif!
Schneidergesell' ich heut' ergreif'!

Nun, liebes Schneiderlein, Du hast sieben Jahre in Hülle und Fülle gelebt und wie ein Ziegenbock auf grüner Wiese lustig meckern können. Deine Kinder werden ihr ganzes Leben hindurch reich und glücklich bleiben, Du aber mit mir in die Hölle wandern, denn meine Schneider haben jetzt viel zu thun, da in letzterer Zeit viele Pfaffen- und Richterseelen zerfetzt und durchlöchert in die Hölle gekommen sind, die zuerst geflickt und repariert werden müssen, ehe sie gebraten und geschmort werden." Darauf sagte der Schneider: „Ich bin reisefertig, doch gebt mir den Kontrakt, damit ich ihn für meine Söhne abschreibe und hinterlasse, damit sie wissen, wohin ich verschwunden bin und wenn sie zu mir wollen, den Kontrakt auch unterschreiben können." Das freute den Teufel gar sehr und er übergab dem Schneider den Kontrakt. Dieser aber zeichnete schnell mit geweihtem Wasser ein Kreuz unter seinen Namen. Da verschwand der Teufel unter Gepolter und Gekrach und der Schneider lebte noch lange Zeit mit seinen Söhnen in Glück und Zufriedenheit.

---

*) Pope rumänisches Lehnwort = Pfarrer.

42. Die sieben Brüder und der Teufel.

Es lebten einmal sieben Brüder mit ihrer einzigen Schwester, einem wunderschönen Mädchen, zusammen in einer kleinen Hütte. Die sieben Brüder waren berühmte Musikanten, die auf jeder Hochzeit und Kindtaufe, die in der Umgegend gehalten wurde, aufspielten. Trotzdem lebten sie in tiefster Armut und das that ihnen gar weh, denn sie hätten es gerne gesehen, wenn ihre Schwester auch so schön angekleidet gewesen wäre, wie andere große Damen dort drüben in der Stadt. Einmal saßen sie beisammen in der Hütte und besprachen sich, wie sie eigentlich reich werden könnten, da klopfte jemand an die Thür und als die Brüder „Herein!" riefen, trat ein Mann in das Zimmer, der in einen weiten Mantel gehüllt war. Der Fremde sagte: „Ich weiß, daß Ihr reich werden wollt und nicht wißt, wie Ihr es anfangen sollt, um zu vielem Geld zu kommen! Nun, ich will Euch einen Rat erteilen: Ich baue Euch über Nacht ein prachtvolles Schloß und werde Euch so viele Schätze geben, daß Ihr die reichsten Leute im ganzen Lande sein werdet! Doch müßt Ihr mir versprechen: Eure Schwester nicht heiraten zu lassen." Die Brüder versprachen es und da führte sie der Fremde hinaus und zeigte ihnen ein prachtvolles Schloß und sagte: „Seht, das Schloß ist schon fertig und Ihr könnt einziehen." Darauf verschwand der Fremde und die sieben Musikanten zogen mit ihrer schönen Schwester in das Schloß, wo sie ungeheure Schätze vorfanden. Nun lebten sie lustig in den Tag hinein; an Geld fehlte es nicht und gar bald fanden sich gute Freunde, die gerne bei den sieben Brüdern und dem schönen Mädchen verweilten. Da traf es sich nun, daß sich die wunderschöne Jungfrau in einen Mann verliebte, der sie zur Frau nehmen wollte. Die sieben Brüder baten ihre Schwester vergeblich nicht zu heiraten, denn sonst käme ein großes Unglück über sie alle. Sie blieb bei ihrem Willen und die Hochzeit wurde abgehalten. Als sich alle Leute im Schlosse versammelt hatten und der Pope seinen Segen über das junge Paar gesprochen hatte, kam der Fremde in das Zimmer herein und rief die sieben Brüder und die junge Frau, ihre Schwester, bei Seite und sagte zu ihnen: „Ich habe Euch über Nacht dieses

prachtvolle Schloß gebaut und Euch reich gemacht, Ihr aber habt Euer Versprechen nicht gehalten und zugelassen, daß sich Eure Schwester verheiratet. Nun aber wisset: wer ich bin! Ich bin der Teufel und werde Euch alle bestrafen. Eure Schwester wird einen Ziegenbock gebären, der nur Gold und Silber fressen wird! Dies sei Eure Strafe!“ Darauf entfernte sich der Teufel. Die Geschwister kehrten zu den Gästen zurück, aber sie konnten sich nicht mehr unterhalten und nichts konnte sie erheitern, denn der Gedanke an den Ziegenbock verbitterte ihnen jede Freude. —

Es verging die Zeit in Kummer und Angst und die Schwester der sieben Brüder kam in gesegnete Umstände. Am Charfreitag gebar sie einen Ziegenbock, der wie ein Mensch sprechen konnte und gleich nach seiner Geburt lustig und guter Dinge im Zimmer herumsprang. Wo er goldene oder silberne Geräte fand, verschlang er sie auf der Stelle. Nach wenigen Tagen war schon im ganzen Schlosse kein Stückchen Gold oder Silber mehr zu finden und die sieben Brüder mußten nach und nach ihre Pferde, Ochsen und Felder verkaufen, um nur dem Ziegenbock Gold und Silber verschaffen zu können; denn er sagte jeden Tag zu ihnen: „Nur einen Tag hindurch gebt mir kein Gold und Silber zu essen, dann sehet, was mit Euch geschieht. Ich werde Euch dann auffressen und dann von mir geben und wieder auffressen, und das wird so lange dauern, bis mich jemand erlöst!“ — Mit der Zeit bemerkten die Brüder, daß der Ziegenbock jede Nacht hinaus ins Freie ging und im Dunkeln verschwand. Sie fragten seine Mutter, ihre Schwester: ob sie wisse, wohin ihr Sohn, der Ziegenbock, jede Nacht gehe? Sie sagte darauf: „Einmal habe ich ihn gefragt und da lief er mir mit seinen Hörnern in den Bauch und tödtete mich beinahe. Ich werde ihn gewiß nicht ein zweites Mal fragen: wohin er in der Nacht geht.“ Darauf fragten sie seinen Vater, ihren Schwager, ob er nicht wisse, wohin sein Sohn, der Ziegenbock, jede Nacht hingehe? Er antwortete: „Nicht einmal erwähnt mir mehr diesen Kerl! Ich habe ihn einmal gefragt und da lief er mir mit seinen Teufelshörnern in den Rücken, so daß ich niederfiel und mir Hören und Sehen verging. Ich werde ihn gewiß nicht ein zweites Mal fragen: wohin er in der Nacht geht. Wenn Ihr es wissen wollt, so gehet hin zu ihm und fragt ihn selber. Vielleicht wird er es Euch sagen. Aber so viel will ich Euch jetzt sagen: ich warte nur noch eine kurze Zeit und wenn Eure Schwester, meine Frau, wieder einen Ziegenbock zur Welt bringt, dann gehe

ich in die Welt und verlasse Euch alle!" Da wurden die sieben Brüder gar traurig und beschlossen, dem Ziegenbock aufzupassen. Als er in der Nacht hinaus ins Freie ging, folgten ihm die sieben Brüder nach und sahen, wie er das tagsüber verschlungene Gold und Silber von sich gab und in die Erde tief einscharrte. Darauf hörten sie den Ziegenbock zu sich selbst sagen: „Wüßten es meine Eltern und meine sieben Onkel, wohin ich das viele Gold und Silber, das ich tagsüber verschlinge, hinlege, so würden sie sich nicht so sehr bekümmern! Aber ich darf es ihnen nicht sagen, denn sonst nimmt mich der Teufel gleich zu sich in die Hölle und ich muß sein Reitpferd sein!" Dies hörten die Brüder, und als sich der Ziegenbock entfernte, kamen sie aus ihrem Versteck heraus nnd gruben an dem Orte nach, wohin der Ziegenbock das Gold und Silber gethan hatte. Da fanden sie bald alles Gold und Silber, welches der Ziegenbock überhaupt in seinem Leben verschlungen hatte, beisammen. Sie nahmen einen großen Teil davon mit sich nach Hause. Von nun an waren sie außer Sorge, denn sie gaben dem Ziegenbock immer nur von dem Gold und Silber, welches sie in der Grube fanden, in welche es ihr Neffe von sich gab. —

Nach einiger Zeit kam die Mutter des Ziegenbockes in gesegnete Umstände und gebar am Ostertage ein wunderschönes Mädchen. Nun herrschte wieder Freude und frohes Leben im Schlosse. Alle liebten das wunderschöne, kleine Mädchen. Besonders war es der Ziegenbock, der sein kleines Schwesterlein nicht aus den Augen ließ, und Tag und Nacht mit ihm spielte, es herzte und bewachte. Nur in der Nacht entfernte er sich auf kurze Zeit, um, wie gewöhnlich, das tagsüber verschlungene Silber und Gold von sich zu geben und es in die Erde einzuscharren, woher es dann die sieben Brüder wieder hervorholten und ihrem Neffen von neuem zu verschlingen gaben.

Mit der Zeit wuchs das Mädchen zu einer schönen Jungfrau heran, die tagelang mit ihrem Bruder, dem Ziegenbock, sich im Freien herumtummelte. Einmal belauschte sie ihren Bruder, wie er hinter einem Gartenzaun stand und weinte. Sie hörte auch, wie er zu sich selbst sagte: „Wie glücklich ist mein Schwesterchen! Sie ist ein Mensch und alle Leute lieben sie; mich aber, den häßlichen Ziegenbock, braucht niemand! Ach, wenn sie wüßte, daß man mich erlösen und mir eine menschliche Gestalt geben kann, sie würde ganz gewiß zum Nebelkönig gehen und ihn um Rat fragen. Aber ich

darf ihr nichts davon sagen, denn sonst nimmt mich der Teufel gleich zu sich in die Hölle und ich muß sein Reitpferd sein!" Dies hörte die schöne Jungfrau und als sich der Ziegenbock vom Zaune entfernte, lief sie ihm nach und sagte zu ihm: „Lieber Bruder, das ist ein großes Unglück, daß Du die Gestalt eines Ziegenbockes hast. Wärest Du ein Mensch, so würde ich Dich auf einen gar weiten Weg mitnehmen. Ich gehe nämlich zum Nebelkönig und will ihn um einen Rat fragen." Da fragte verwundert der Ziegenbock seine schöne Schwester: „Was für einen Rat soll Dir der Nebelkönig geben?" Die Schwester erzählte: „Ich hatte einen wunderbaren Traum. Ich sah den Nebelkönig und der sagte mir, ich solle zu ihm in seine Wohnung kommen und er würde mir dann mitteilen: wie und auf welche Art Du erlöst werden kannst. Morgen mache ich mich auf den Weg zur Behausung des Nebelkönigs, und wenn ich wiederkehre, so erlöse ich Dich und dann werden wir erst glücklich und freudig miteinander leben!" Da meckerte ganz vergnügt der Ziegenbock und sagte zur schönen Jungfrau: „Liebes Schwesterchen, ich will Dir auch einen Rat auf den Weg mitgeben. Wenn Du Tieren oder Menschen begegnest, die Dir einen Rat geben, so sieh Du zuerst ihren linken Fuß an. Ist er verhüllt, oder gar ein Entenfuß*), so befolge den gegebenen Rat nicht, denn er ist schlecht gemeint und stürzt Dich ins Verderben." — „Ich werde Deinen Rat befolgen," sagte die Schwester, „und noch heute mache ich mich auf den Weg zur Wohnung des Nebelkönigs." Darauf gingen sie zu ihren Eltern und den sieben Brüdern hinein in die Stube, wo die Maid ihre Absicht allen mitteilte. —

Die Jungfrau zog in die Welt und nach langem Herumirren begegnete sie einem lahmen Fuchs, der fragte: „Wohin des Weges, schöne Jungfrau?" Sie antwortete: „Ich reise zum Nebelkönig!" Darauf sagte der lahme Fuchs: „Ich will Dich hinführen. Komm mit mir!" Die Jungfrau lachte und erwiderte: „Lahme Gefährten brauche ich nicht. Ich gehe rasch vorwärts und kann nicht auf Dich warten. Geh' Du nur allein, ich finde schon auch allein den Weg zum Nebelkönig." Darauf verschwand der lahme Fuchs und die schöne Maid setzte ihren Weg fort. Da kam ein Rabe herbeigeflogen,

---

*) Der Teufel hat einen Entenfuß, den er, bei welcher Verwandlung, immer beibehalten muß.

setzte sich auf einen Baum und rief: „Guten Tag, schöne Jungfrau! Guten Tag! Wohin des Weges?“ — „Ich reise zum Nebelkönig,“ antwortete die Maid. „Nun, das trifft sich ganz gut!“ sagte darauf der Rabe, „ich fliege auch zu ihm und überbringe ihm eine Botschaft von meinem Herrn, dem König der Nacht. So Du willst, so fliege ich stets vor Dir her und zeige Dir den Weg zum Nebelkönig.“ Da bemerkte die Maid den Entenfuß und sagte: „Flieg' Du nur, wohin Du willst. Ich brauche keinen Führer und finde schon allein den Weg zum Nebelkönig.“ Da flog der Rabe krächzend davon und die Maid, die müde war, setzte sich unter den Baum nieder. Da brauste auf einmal eine schöne Kutsche, von vier schönen, schwarzen Pferden gezogen, heran und ein schöner, junger Herr, der in der Kutsche saß, ließ die Pferde stille stehen und sagte: „Wohin des Weges, schöne Jungfrau?“ — „Ich reise zum Nebelkönig!“ erwiderte die Maid. „Du scheinst müde zu sein und der Weg bis zum Nebelkönig ist gar weit,“ sagte der fremde Herr, „Komm, sitz' auf. Ich fahre ohnehin am Hause des Nebelkönigs vorbei und nehme Dich gerne mit!“ Da bemerkte die Maid, daß der linke Fuß des Herrn in ein Tuch eingehüllt war, und sie sagte: „Wie ich sehe, ist Dein Fuß nicht gesund, darum will ich Dich nicht belästigen. Fahre Du nur weiter; ich reise nicht gerne mit kranken Leuten.“ Darauf fuhr der Herr, wie der Wind so schnell, davon. Die Maid zog auch weiter und kam endlich in ein großes Gebirge, wo ihr eine weiße Taube entgegenflog, sich auf ihre Schulter setzte und fragte: „Wohin des Weges, schöne Jungfrau?“ — „Ich reise zum Nebelkönig!“ entgegnete die Maid. „Dann gehe nur diesen Steg vorwärts. Bald erreichst Du die Wohnung des Nebelkönigs,“ sagte die Taube. Die Maid blickte ihr auf die Füße und sah, daß sie keinen Entenfuß hatte. Da sagte sie: „Ich danke Dir, schöne Taube! und werde den Steg entlang gehen.“ Darauf flog die weiße Taube fort und die Jungfrau gelangte bald in eine Gegend, wo dichter Nebel herrschte. Bald gelangte sie an eine Höhle, vor deren Eingang ein großes Feuer brannte, um welches ringsherum Wölfe lagen. Als sie die Jungfrau bemerkten, sprangen sie auf und heulten fürchterlich. Da trat aus der Höhle ein blinder, grauer Mann heraus und sagte: „Ich weiß, warum Du kommst. Du willst Deinen Bruder, den Ziegenbock, erlösen. Nun also höre: Nimm einen Kessel voll geweihten Wassers und lasse das Wasser beim Feuer auffieden, dann schmiere Deinen Bruder, den Ziegenbock, mit dieser Salbe ein,

schlachte ihn ab, wirf ihn ins siedende Wasser und er wird dann als ein schöner Jüngling aus dem Kessel hervorspringen." Darauf gab er ihr eine Salbe, und nachdem sie sich bei ihm bedankt hatte, machte sie sich auf den Heimweg.

Als die Maid nach Hause gekommen war, that sie so, wie es ihr der Nebelkönig gesagt hatte und siehe: Der Ziegenbock verwandelte sich in einen schönen Jüngling. Da herrschte nun Freude im prachtvollen Schloß und sie lebten alle glücklich und zufrieden beisammen bis an ihr seliges Ende.

43. Der Teufel dient einem Menschen.

Es war einmal ein armer Mann, der wollte seiner Armut und Not ein Ende machen und zog in die Welt, um sich einen Dienst zu suchen. Er wanderte lange Zeit in der Welt herum, ohne einen Dienst zu finden. Da kam er an einen Kreuzweg und sah dort einen Teufel sitzen, der gar sehr jammerte und sprach: „O weh, was soll ich nun anfangen!" Der arme Mann fragte ihn, was ihm denn eigentlich fehle. Darauf erzählte ihm der Teufel: „Gestern begegnete ich einem Handwerksburschen, der gerade hier am Kreuzwege aß. Er lud mich ein mitzuhalten. Als wir gegessen hatten nahm er eine große Flasche voll Schnaps hervor und wir tranken so lange, bis wir beide betrunken waren. Der Handwerksbursche zog weiter und ließ mich hier am Wege liegen. Da kam ein Pope und hing mir diesen Weihkessel an den Schwanz, nun kann ich mich nicht mehr rühren, denn niemand will mir den Kessel herabnehmen." — „Ja," sagte darauf der arme Mann, „niemand wird sich das zu thun getrauen, denn jedermann weiß, daß Du ihm dann schaden wirst." Der Teufel erwiderte: „Ich will ja dem, der mich vom Kessel befreit, neun Stunden lang dienen und ihm nie schaden." Darauf entgegnete der arme Mann: „Teufels Wort fliegt im Winde fort! Doch ich will Dir helfen und den Kessel herabnehmen." Er nahm den Kessel weg und der Teufel wurde frei. Da sprach er: „Komm und folge mir nach." Und der Teufel verwandelte sich in einen

Bergmann und führte den armen Mann zu einem Bergwerk, wo viel Gold verborgen lag, ohne daß die Leute hiervon etwas wußten. Er gesellte sich zu den anderen Bergleuten und sagte: „Ich will Euch gerne bei der Arbeit helfen, wenn Ihr mir von dem gewonnenen Golde so viel gebt, als ich wegtragen kann.“ Da lachten die Bergleute und sagten: „Das wäre gar nicht übel! wir haben wenig und sollen auch das noch mit Dir teilen!“ Der Teufel sagte darauf: „Laßt mich nur arbeiten. Ihr werdet schon mit mir zufrieden sein!“ Und er begann zu arbeiten. In einigen Stunden hatte er schon so viel Gold, daß man es auf zwanzig Wagen nicht hätte fortführen können. Dann kaufte er Leinewand, machte einen riesigen Sack daraus, füllte ihn mit dem Gold an und trug ihn zum armen Mann, der nun ein reicher Mann wurde.



44. Der Mann ohne Schatten.

Es waren einmal dreizehn junge Zigeuner, die beschlossen, sich von ihrer Truppe zu trennen und weit in die Welt hinaus zu gehen, um fremde Städte und Leute zu sehen. Sie wanderten auch einige Jahre hindurch von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und litten eben keine Not, weil sie überall Arbeit fanden. Einmal aber kamen sie in eine große Wüste, wo niemand wohnte, wo keine Quelle, kein Baum, kein Gras zu finden war. Drei Tage lang irrten sie in dieser verlassenen Gegend herum und kamen endlich am vierten Tage an eine Höhle, die mit einer eisernen Thür verschlossen war. Sie klopften an die Thür und baten um Einlaß. Da kam ein hinkender Teufel heraus und fragte sie: „Was wollt Ihr? Ihr seit hungrig und durstig? Nun gut, ich will Euch hereinlassen und Speise und Trank geben!“ Sie traten in die Wohnung des Teufels und aßen und tranken dort nach Herzenslust. Als sie weggehen wollten, trat der Teufel an die Thüre und ließ sie hinaustreten, den Letzten aber, der hinausging, hielt er zurück und sagte: „Der Letzte gehört mir!“ Die zwölf Zigeuner irrten nun wieder in der Wüste herum und als sie vor Hunger beinahe starben, kamen sie abermals vor die Wohnung

des hinkenden Teufels und begehrten Speise und Trank. Als sie sich nun wieder entfernen wollten, geschah es so, wie das erste Mal: der Letzte blieb beim Teufel zurück. Dies wiederholte sich nun so oft, daß — als sie zum elften Mal beim Teufel waren, nur zwei Brüder hineingingen und nur einer herauskam. Der letzte der dreizehn Zigeuner irrte nun allein in der Wüste herum und kam endlich zum hinkenden Teufel zurück und als er gegessen und getrunken hatte, wollte er sich entfernen. Da sagte der Teufel: „Du bleibst hier, denn einer muß hier bleiben, und Du bist allein her gekommen!" Der Bursche sagte: „Öffne nur die Thüre ich habe schon einen mitgebracht!" Der Teufel öffnete lachend die Thüre und sagte: „Will es sehen! mir wirst Du nicht entwischen!" Der Bursche blieb auf der Schwelle stehen, zeigte hinter sich auf seinen Schatten und sprach: „Den da kannst Du Dir behalten!" Da schlug der Teufel zornig die Thüre zu und als der Bursche sich nach seinem Schatten umsah, bemerkte er, daß dieser verschwunden sei. Von der Zeit an hatte er keinen Schatten mehr.



45. Wer liebt mich von Herzen.

Es saßen vier Schwestern einmal im Garten ihrer Eltern. Da fragte die älteste: „Wißt ihr, wer uns denn eigentlich so recht von Herzen liebt? Wer für uns sein eigenes Leben hingeben würde, um uns vom Tode zu retten?" Die zweite Schwester antwortete: „Mein Vater!" Die dritte Schwester sagte: „O nein, meine Mutter!" Und die vierte, die jüngste Schwester sagte: „Mein Bruder!" Da sagte die älteste: „Nun gut! wir können es gleich versuchen. Wir verstecken uns und beginn' Du zu schreien, ruf' den Vater und sag' ihm: eine giftige Schlange sei Dir in den Busen gekrochen und beiße Dich, er solle sie Dir herausnehmen."

Gesagt, gethan. Die Schwestern versteckten sich, nur die Zweite blieb im Garten und schrie: „Vater, lieber Vater, hilf mir, ich sterbe!" Da kam der Vater herbei und fragte: „Was fehlt Dir?" — „O Vater, lieber Vater!" entgegnete das Mädchen, „eine giftige

Schlange kroch mir in den Busen und beißt mich. Komm, nimm sie mir heraus!" Da sagte der Vater: „das kann ich nicht thun, denn sie wird auch mich beißen, doch laufe ich zum Arzt, der wird sie Dir herausnehmen!" Hierauf lief er davon.

Da kam die dritte Schwester hervor und schrie: „Mutter, liebe Mutter, hilf mir, ich sterbe!" Da lief die Mutter herbei und fragte: „Was fehlt Dir?" — „O Mutter, liebe Mutter!" entgegnete das Mädchen, „eine giftige Schlange kroch mir in den Busen und beißt mich. Komm, nimm sie mir heraus!" Da sagte die Mutter: „Das kann ich nicht thun, denn sie wird auch mich beißen, doch laufe ich zum Popen und frage ihn, was wir machen sollen." Und die Mutter lief davon.

Nun kam die vierte Schwester in den Garten und schrie: „Mein Bruder, mein lieber Bruder! hilf mir, ich sterbe!" Da kam der Bruder heran und fragte: „Was fehlt Dir?" Das Mädchen sagte: „Eine giftige Schlange kroch mir in den Busen und beißt mich. Komm, nimm sie mir heraus." Darauf entgegnete der Bruder: „das kann ich nicht thun, denn sie wird auch mich beißen und dann sterbe ich auch! Ich will aber in die Schenke gehen und dort die Leute um Rat fragen." Darauf ging der Bruder in die Schenke. —

Nun kam die älteste Schwester in den Garten und schrie: „Geliebter! mein Geliebter! komm und hilf mir, denn sonst muß ich sterben!" Da lief ihr Geliebter atemlos herbei und fragte: „Was fehlt Dir?" Da sagte das Mädchen: „Eine giftige Schlange kroch mir in den Busen und beißt mich. Nimm sie heraus." Und der Geliebte wollte ihr in den Busen greifen, doch das Mädchen lachte und rief: „Nun Schwestern, wer liebt mich von Herzen?"

46. Nichts.

Es lebte in einem Dorfe ein Mann, der sehr arm war und trotzdem nur so viel arbeitete, als er eben mußte, um nicht vor Hunger zu sterben. Er galt unter den Leuten für einen gar klugen Mann, der ein rechter Tausendkünstler war und beinahe alle Handwerke ver-

stand. Gestern arbeitete er beim Schmied, heute beim Tischler und morgen beim Schneider, aber überall nur so lange, bis er sich einige Kreuzer verdiente, für die er sich dann Speisen kaufte, welche er verzehrte und dann ging er nach Hause und legte sich nieder. Sein Haus war groß und schön, aber leer, denn er schaffte sich nichts an und lebte von einem Tage zum andern. Einmal lag er wieder in seiner Hütte und schlummerte. Da trat ein dicker, fetter Mann, der ganz nackt war in die Stube und sagte: „Du bist mein bester Kamerad! Du hast nichts, ich hab' nichts; Du brauchst nichts, ich brauch' nichts und ich heiße noch obendrein Nichts! Bei Dir gefällt es mir und ich werde von nun an bei Dir wohnen." Der Mann betrachtete sich inzwischen den Fremden und sah, daß derselbe so durchsichtig war, wie eine blanke Fensterscheibe. Er sagte: „Wenn Du kein Essen und Trinken benötigst, so kannst Du Dein Leben lang hier bleiben; aber für Dich will ich das Essen und Trinken nicht auch besorgen!" Der Fremde erwiderte: „Ich habe Dir schon gesagt, daß ich nichts habe und nichts benötige und wie ich sehe, bei Dir auch nichts finde, denn sonst wäre ich auch nicht zu Dir gekommen. Ich suche mir nur bei solchen Leuten eine Wohnung, die nichts haben und nichts brauchen, denn mein Name ist Nichts." Darauf machte er sich's im leeren Zimmer recht bequem und legte sich nieder. Der Mann ging nun, wie gewöhnlich auf die Arbeit und sobald er einige Kreuzer verdient hatte, kaufte er sich Eßwaaren, verzehrte dieselben und legte sich dann in seiner Hütte nieder. So ging dies einige Zeit lang, bis endlich der Mann bemerkte, daß Herr Nichts täglich immer dicker und fetter wurde, so daß er beinahe schon die ganze Stube mit seinem Körper bedeckte und für seinen Wirt kaum einen Winkel frei ließ. Dies ärgerte den Mann und einmal sagte er zum Nichts: „Hör' mal Kamerad! Du wirst von Tag zu Tag immer dicker und bald werde ich in meiner eigenen Wohnung keinen Platz mehr finden, wohin ich mich legen kann." Nichts gähnte und sprach: „Geht mich gar nichts an! kann nichts dafür!" Bald wuchs Herr Nichts so sehr heran, daß der Mann in seiner Stube kaum mehr stehen, noch weniger sitzen oder liegen konnte.

Da geschah es, daß unser Mann sich in ein schönes Mädchen verliebte und dies zu seiner Frau begehrte; aber die Eltern der Maid sagten: „Wir möchten Dir ja gerne unsere Tochter zur Frau geben; Du bist klug und bist ein Tausendkünstler, aber Du hast nichts und willst Dir auch nichts anschaffen. Dein Zimmer ist leer, Dein Stall

ist leer, Deine Scheune ist leer, Dein Keller ist leer, Dein Aufboden ist leer. Schaffe Dir zuerst alles Nötige an, dann werden wir Dir unsere Tochter schon geben.“ Da begann unser Mann fleißig zu arbeiten. Tag und Nacht sah man ihn bei der Arbeit und gar bald schaffte er sich ein Hausgeräte nach dem andern an, ein Kleidungsstück nach dem andern, ein Vieh nach dem andern und je mehr er sich anschaffte, desto magerer und kleiner wurde Herr Nichts, so daß er zuletzt in einer Ecke des Heerdes Platz für sich fand. Als nun unser Mann kein Plätzchen mehr fand, weder in der Stube, noch im Keller oder Aufboden, weder in der Scheune noch im Stalle, wohin er noch etwas hätte unterbringen können, ging er zu den Eltern seiner Geliebten und erhielt nun diese zur Frau. Als er nach der Hochzeit mit seinem jungen Weibe in das Zimmer trat, war Herr Nichts verschwunden und hatte sich bei einem andern Manne eingenistet.



47. Der Spiegel, der alles sieht.*)

Es war einmal ein armer Knecht, der bei einem gar strengen Herrn diente, der ihm wenig Essen, aber desto mehr Prügel gab. Eines Tages beschloß der arme Knecht, seinen strengen Herrn zu verlassen und in die Welt zu ziehen. Er packte seine Sachen zusammen und kam an einen Fluß, wo er einen großen Fisch auf dem Sande liegen fand. Er wollte ihn tödten und sich eine Mahlzeit bereiten, aber der Fisch sprach also: „Tödte mich nicht, sondern wirf mich ins Wasser zurück, zuvor aber nimm Dir eine Schuppe von meinem Leibe, und wenn Du in Not bist, so verbrenne sie, dann komme ich Dir zu Hilfe.“

Der arme Knecht riß eine Schuppe aus, steckte sie in seinen Sack uud warf den Fisch ins Wasser. Als er weiter ging, kam er an einen Baum, auf welchem junge Adler im Neste saßen und ge-

*) Vgl. Hahn, Griechische und Albanesische Märchen.

waltig schrieen, denn ein Fuchs wollte den Baum hinaufkriechen. Da jagte er den Fuchs vom Baume, worauf der eine junge Adler sprach: „Reiß eine Feder aus meinem Flügel, und wenn Du in Not bist, verbrenne sie, dann komme ich Dir zu Hilfe.“ Der arme Knecht riß eine Feder aus, steckte sie in seinen Sack und ging dann weiter. Darauf ging er weiter und begegnete am Abend einen Mann, der halb Mensch, halb Ameise war. Es war der Ameisenkönig, den eine Biene gestochen hatte. Er sprach zum armen Knecht also: „Lieber Freund, zieh' mir den Stachel aus der Wange und ich werde Dich belohnen!“ Der Knecht zog ihm den Stachel heraus und der Ameisenkönig sagte darauf: „Reiße ein Haar von meinem Kopfe und wenn Du in Not bist, so verbrenne es, dann komme ich Dir zu Hilfe.“

Der arme Knecht riß ihm ein Haar aus, steckte es in seinen Sack und wanderte weiter, bis er in ein Land kam, wo eine wunderschöne Königstochter lebte, die nur den zum Gatten haben wollte, der sich vor ihr so verstecken könne, daß sie ihn nicht zu finden im Stande sei. Viele Männer hatten sich um die schöne Königstochter beworben, wurden aber von ihr gefunden, worauf sie dieselben entmannen und dann zersägen ließ. Die Königstochter besaß nämlich einen Spiegel, in dem sie alles sehen konnte, was sich auf dieser Welt befand. — Als das der arme Knecht hörte, warb er auch um die Königstochter. Sie willigte ein und er ging zum Fluß, verbrannte die Schuppe und als der große Fisch herankam, sagte er zu ihm: „Versteck' mich so, daß mich niemand sehen kann.“ Da öffnete der Fisch seinen Rachen und der arme Knecht sprang hinein, worauf sich der Fisch mit ihm tief in das Wasser hinabließ. Die Königstochter blickte nun verdrießlich in den Spiegel, sie konnte ihn nirgends finden; als sie aber den Spiegel bei Seite werfen wollte, da sah sie den Fisch am Grunde des Wassers und zugleich die Mützenquaste des Knechtes, die aus dem Rachen des Fisches heraus stand. Als nun der arme Knecht zur Königstochter kam, sagte sie zu ihm: „Du warst im Rachen eines Fisches! Ich will Dich nicht tödten lassen, weil noch keiner sich vor mir so gut versteckt hat, als Du; doch wenn ich Dich zum zweitenmale finde, so lasse ich Dich zersägen!“ Der Jüngling sagte: „Ich will mich zum zweitenmale verstecken; „findest Du mich, so lasse mich zersägen!“ Darauf ging er in den Wald, verbrannte die Adlerfeder und als der Adler herbeikam, sagte er: „Versteck' mich so, daß mich niemand sehen

kann!" Der Adler nahm ihn auf seinen Rücken und flog mit ihm bis zum Himmel hinauf. Die schöne Königstochter sah nun wieder in ihren Spiegel und nach langem Suchen erblickte sie hoch oben am Himmel einen großen Adler und die Mützenquaste des Knechtes, die über den Rücken des Adlers hervorragte. Als nun der arme Knecht zur Königstochter kam, sagte sie zu ihm: „Du warst auf dem Rücken eines Adlers! Ich will Dich nicht tödten lassen, weil noch keiner sich so gut vor mir versteckt hat, als Du; doch wenn ich Dich zum drittenmale finde, dann will ich Dir zwar das Leben schenken, Dich aber entmannen lassen, denn ich will jenen Turm mit männlichen Gliedern ganz behängen, ehe ich sterbe." Und sie zeigte ihm den Turm, der mitten im Hofe stand und mit männlichen Gliedern beinahe ganz behängt war.

Der arme Knecht ließ sich nicht abschrecken und ging auch zum drittenmale fort. Als er auf das Feld gelangte, verbrannte er das Haar des Ameisenkönigs und als dieser erschien, sagte er zu ihm: „Versteck' mich so, daß mich die Königstochter nicht sehen kann!" Da rief der Ameisenkönig alle seine Ameisen herbei und die gruben schnell eine Höhle, die bis unter den Sitz führte, auf dem die Königstochter saß. Der arme Knecht ging hinein und setzte sich unter die Königstochter. Als diese in den Spiegel sah und ihn nirgends erblicken konnte, warf sie den Spiegel bei Seite und rief: „Wo bist Du?" Da stach der Knecht sie mit einer Nadel und rief: „Hier!" Sie hielten nun ihre Hochzeit und lebten in Glück und Zufriedenheit mit einander.

48. Das Mädchen und die Schlange.

Ein Bauer hatte zwei Töchter, von denen die jüngere folgsam und fleißig war, die ältere aber faul und unfolgsam. Die jüngere mußte schon zeitig in der Frühe aufstehen und nach der Wirtschaft sehen, denn ihre Mutter war längst gestorben und die ältere, die

erhob sich erst gegen Mittag vom Lager und brachte den Tag bei Herrn Nichtsthun und Frau Faulheit zu. Zeitig in der Frühe ging das fleißige Mädchen in den Stall, die Kühe zu melken. Im Stalle wohnte eine kleine Schlange, die jeden Tag aus ihrem Schlupfwinkel hervorkroch und vom Mädchen eine Schüssel voll Milch bekam. Dafür gaben auch die Kühe dreimal so viel Milch, als die der Nachbarn. Der Bauer wunderte sich stets, wenn er die viele Milch sah.

Einmal sagte er zu seiner Tochter: „Morgen soll Deine Schwester die Kühe melken. Ich will sehen, ob auch sie so viel Milch bringen wird!" Am nächsten Tage ging nun die ältere Tochter des Bauern in den Stall. Als sie die Schlange bemerkte, schrie sie auf: „Was suchst Du hier?" — „Ich will meine Milch haben!" antwortete die Schlange. Darauf sagte die faule Jungfrau: „Wart' ich werde Dir gleich Milch geben!" Sie ergriff einen Stein und erschlug die Schlange. Als sie nun die Kühe melken wollte, gaben diese keine Milch und das Mädchen kehrte mit leeren Töpfen in die Stube zurück.

Da ging die jüngere Tochter in den Stall und als sie dort die Schlange erschlagen fand, weinte sie sehr. Sie nahm die todte Schlange und vergrub sie im Garten. Als sie am nächsten Tage in der Frühe aufwachte, ging sie in den Garten und erblickte an der Stelle, wo sie die Schlange vergraben hatte, einen Baum, der goldene Äpfel trug. Sie pflückte die Äpfel vom Baume und wurde so reich, daß sie gar bald ein Grafensohn heiratete, ihre faule Schwester aber mußte sich mit Herrn Nichtsthun's Liebe begnügen.



49. Von der Kröte, die Kreuzer legte.

In einem Dorfe lebte einmal eine alte Witwe, die sich kaum das tägliche Brot verschaffen konnte, denn sie war schon sehr alt und schwach und konnte daher gar wenig arbeiten. Söhne hatte sie nicht; ihre drei Töchter waren alle verheiratet und bekümmerten sich gar nicht um die Alte, die ja nichts mehr besaß, was sie ihr hätten weg=

nehmen können. Sie dachte oft daran, sich das Leben zu nehmen, um ihrem Elend ein Ende zu machen. Einmal saß sie abends vor der Hausthür und weinte bitterlich. Da kroch unter der Schwelle eine große, häßliche Kröte hervor und sagte: „Ich sehe, daß Du Dich mit schlechten Gedanken herumträgst; ich sehe auch, daß Dein Elend groß ist und daruu will ich Dir helfen. Du sollst mich in Deiner Stube hinter dem Ofen wohnen lassen und mir erlauben frei ein- und auszugehen; ich werde Dir dafür jeden Tag viele tausend Kreuzer legen.“ Die alte Frau willigte gern in den Antrag der Kröte ein und führte sie in die Stube hinter den Ofen.

Als die arme, alte Frau am nächsten Morgen erwachte, ging sie zur Kröte hinter den Ofen und fand dieselbe auf vielen Kreuzern sitzen. Da sprang die Kröte vor die Thür und sagte: „Laß mich hinaus! Bald komme ich wieder zurück. Geh und nimm Dir die Kreuzer weg!“ Die Alte ließ die Kröte hinaus, nahm die Kreuzer zu sich und ging damit in die Schenke, wo sie Branntwein trank und Speck mit Brod aß. Als sie nach Hause kam, hüpfte auch die Kröte herbei und setzte sich hinter den Ofen. Gegen Mittag rief die Kröte: „Laß mich hinaus und nimm Dir die Kreuzer! Bald komme ich wieder zurück!“ Die Alte öffnete die Thür und ließ die Kröte hinaushüpfen. Dann steckte sie die Kreuzer zu sich und ging in die Schenke, wo sie gut zu Mittag aß. Abends geschah dasselbe. Die Kröte hüpfte hinaus ins Freie und kam zur Nacht wieder hinter den Ofen zurück, die Alte aber steckte die Kreuzer zu sich und ging in die Schenke, wo sie aß und trank. Dies wiederholte sich Tag für Tag. Die Kröte legte Kreuzer, die Alte aber steckte sie ein und ging damit in die Schenke, wo sie aß und trank. Die Kreuzer, die ihr übrig blieben, legte sie in eine Truhe und gar bald hatte sie keinen Platz mehr für das Geld und mußte es in Gold einwechseln. Ihre Töchter wunderten sich gar sehr und fragten einander, wo die Alte das Geld hergenommen habe! Doch keine von ihnen konnte Auskunft ertheilen und sie beschlossen daher, ihre Mutter zu besuchen und nachzuforschen, wo das viele Geld herrühre.

Sie gingen auch hin zu ihrer Mutter, die sie ganz freundlich empfing und als sie ihr klagten, daß es ihnen gar schlecht ergehe, verteilte die Alte ihr erspartes Geld unter die Töchter. Doch diese gaben sich damit nicht zufrieden, sondern fragten sie, woher sie denn das viele Geld habe? Da erzählte ihnen die Alte, daß ihr eine

Kröte jeden Tag viele Kreuzer lege und sie zeigte ihnen auch die Kröte, die hinter dem Ofen saß. Als die Töchter dieselbe erblickten, spuckten sie und riefen: „Ei, das ist ein ekelhaftes Tier!" Als sie nach Hause kamen, fing sich eine Jede von ihnen eine Kröte ab, die sie hinter den Ofen legte, und wartete, daß sie ihr Kreuzer legen solle. Doch sie konnten lange warten, denn die Kröten legten alles andere, nur eben Kreuzer nicht. Da beschloß die älteste Tochter, ihrer Mutter die Kröte zu stehlen. Sie schlich sich in die Stube ihrer Mutter hinein und stahl die Kröte, die sie dann in ihr Haus trug. Da sagte abends die Kröte: „Du mußt mich bei Dir schlafen lassen, sonst lege ich keine Kreuzer." Die Tochter legte sie zu sich ins Bett und schlief ein. Als sie am nächsten Tag erwachte war die Kröte verschwunden, ihr Leib aber war mit Krätzen dicht bedeckt, so daß sie wochenlang ihren Körper mit allerlei Salben einreiben mußte, um nur diese ekelhafte Krankheit los zu werden.

Die zweite Tochter stahl auch die Kröte und trug sie in ihr Haus. Da sagte abends die Kröte: „Laß mich bei Dir schlafen, sonst lege ich keine Kreuzer!" Sie legte sie zu sich ins Bett und schlief ein. Als sie erwachte, war die Kröte verschwunden, sie aber ward krätzig und konnte sich nur mit schwerer Mühe von dieser Krankheit befreien. Und so erging es auch der jüngsten Tochter, als auch diese die Kröte gestohlen hatte; die alte Frau aber wurde von Tag zu Tag immer reicher und die Töchter mußten sich mit dem begnügen, was ihnen die Mutter aus freiem Willen gab. Als sie aber starb, verschwand auch die Kröte und das viele Geld, welches die Töchter in den Truhen fanden und unter sich verteilten, verwandelte sich bei ihnen über Nacht in Steine, die sie zu gar nichts benutzen konnten.



50. Der Storch mit der goldenen Feder.

Es war einmal ein armer Fischer, der lag seit Jahren krank im Bette und konnte seine Glieder nicht rühren. Er wäre vor Hunger gestorben, wenn er nicht eine Tochter, ein schönes junges Mädchen, gehabt hätte, die schon zeitig in der Frühe hinaus zum

Flusse ging, der vor ihrer Hütte vorbeifloß und dort Fische fing, die sie in der Stadt verkaufte. Einmal kam ein Storch herangeflogen und setzte sich auf die Hütte des Fischers. Tagelang saß er oben auf dem Dache und sah dem Fischermädchen zu, wie es Fische fing. Wenn die Maid das Netz, mit Fischen schwer beladen, aus dem Wasser zog, da klapperte er ganz lustig mit dem Schnabel und flog zur Maid hinab, die ihm einige Fische zuwarf.

Der Sommer verging und der Herbst nahte seinem Ende. Die Störche und Schwalben flogen fort in ein fremdes Land, wo ewiger Sommer ist, — nur der Storch blieb auf der Fischerhütte zurück und sah ruhig seine Kameraden in großen Zügen fortfliegen. Als die Maid einmal wieder sehr viele Fische aus dem Wasser zog, näherte sich ihr der Storch und sprach — was er früher nie getan hatte — wie ein Mensch also: „Ich bleibe auch den Winter über bei Dir, wenn Du mir jeden Tag einen Fisch oder ein kleines Stückchen Fleisch giebst und mich in Eurer Hütte wohnen läßt.“ Die Maid erwiderte darauf: „Ich habe mich so sehr an dich gewöhnt, daß es mir von Herzen leid thäte, wenn Du fortziehen solltest. Komm nur in die Hütte hinein und ich will gerne alles mit Dir teilen, was ich habe.“ Da klapperte der Storch einigemal mit dem Schnabel und sagte: „Du bist ein braves Mädchen und verdienst glücklich zu werden!“ Von nun an wohnte der Storch in der Hütte und bekam täglich mehr als genug Fische und Fleisch zu essen. In der Frühe ging er mit dem Mädchen zum Fluß hinaus und sah ihr beim Fischfange zu, abends aber, wenn sich das Mädchen zu ihrem kranken Vater setzte, stand er auf einem Beine vor dem Krankenbette und hörte das Gespräch mit an. So verging die Zeit und die Weihnachten näherten sich. Der Schnee lag hoch auf der Erde und Eis bedeckte den Fluß. Da sah es recht traurig in der Fischerhütte aus. Die Fische krochen sich tief in die Löcher hinein und die Maid kam gewöhnlich leer nach Hause. —

An einem Abend saßen sie wieder alle beisammen und klagten ihr Leid. Da sprach der Storch: „Ihr seid recht brave und gute Leute! Ich will Euch darum meine Geschichte erzählen und Euch einen Rat geben, wie Ihr Euch in der Not helfen sollt. Nun also höret: Weit von hier in einem Lande, wo ewiger Sommer ist, lebte vor tausend und mehr Jahren in einem großen Walde ein gar frommer Mann, der den ganzen Tag hindurch betete und ein großes

Feuer schürte, das er nie ausgehen ließ. Jedes Jahr kamen einmal die Leute aus der Umgegend zum frommen Mann in den Wald, brachten ihm Lebensmittel und nahmen sich dafür ein paar Kohlen aus dem Feuer. Ich wohnte in der Nähe des Feuers an einem großen See und wenn ich nicht Fische fing, so stellte ich mich neben dem frommen Mann auf und sah dem Brennen des Feuers zu. Der fromme Mann fand an mir Gefallen und nahm mich zu sich in seine Hütte. Ich lebte bei ihm viele, viele Jahre hindurch, da sagte er einmal: „Du warst schon so lange Zeit bei mir, daß ich Dich nun auch belohnen muß. Du wirst sehr bald sterben, aber das will ich nicht. Du sollst noch viele tausend Jahre lang leben und gute, fromme Menschen glücklich machen. Ich werde Dich abschlachten und ins Feuer werfen. Wenn Dich das Feuer zu Asche verbrannt hat, so wirst Du wieder ins Leben zurückkehren und unter Deinem linken Flügel eine goldene Feder finden, die stets nachwachsen wird, so oft man sie Dir ausreißt. Diese Feder aber lasse Dir nur von guten, frommen Menschen ausreißen, die es verdienen, daß sie dadurch glücklich werden, denn alle Steine, die man mit dieser Feder berührt, verwandeln sich in lauteres Gold." Darauf schlachtete er mich ab und warf mich ins Feuer. Als ich aus dem Feuer wieder lebend emporflog, da suchte ich vergebens den frommen Mann. Er war verschwunden und ich sah ihn nimmer wieder. Ich flog in die Welt hinaus und bin nun bei Euch, um durch die goldene Feder auch Euch glücklich zu machen. Du bist ein gutes, braves Mädchen, Du sollst mir die goldene Feder unter meinem linken Flügel ausreißen und reich und glücklich werden." Darauf hob er seinen linken Flügel in die Höhe und die Maid riß ihm die goldene Feder heraus. Sie zeigte sie erfreut ihrem kranken Vater und während sie dieselbe von allen Seiten betrachtete verschwand der Storch und ward von ihnen nimmer gesehen. Vater und Tochter gewannen nun durch die Feder so viel Gold, daß sie gar bald die reichsten Leute im Lande wurden. Der alte Fischer ließ Ärzte zu sich kommen, die ihn gar bald wieder gesund machten und seine Tochter heiratete ein armer Jüngling, den sie schon früher liebte und der sie ebenfalls von Herzen gern hatte.

Und nun ihr Menschen groß und klein,
Hier ist des Märchens Ende!
Mir möcht' es recht willkommen sein,
Wenn ich solch' eine Feder fände!



51. Das Ziegenkind.

Es war einmal ein armer Zigeuner und eine Zigeunerin, die bekamen keine Kinder. Der Mann bekümmerte sich darüber gar wenig und sagte stets, wenn er seine Frau betrübt vor dem Zelte sitzen sah also: „Sei nicht traurig, wir sind arme Leute und können uns nur freuen, daß wir keine Kinder haben!" Die Frau dachte aber nicht also, sondern ging einmal um Mitternacht auf das Feld hinaus, sammelte Kräuter und Knochen, welche sie zu Hause kochte und ihrem Manne zu essen gab. Darauf wird die Frau schwanger, aber ein Jahr verstrich nach dem andern, ohne daß sie eines Kindes genas.

Sechs Jahre verstrichen unter Kummer und Leid, als die arme Frau endlich niederkam und man sie mit dem Rocke ihres Gatten zudecken durfte.*) Sie gebar aber statt eines Kindes einen kleinen Ziegenbock, der wie ein Mensch sprechen konnte und frisch und munter heranwuchs. Alle Leute der Truppe hatten ihn gar lieb, — so lange er noch klein war; als er aber heranwuchs, trieb er allerlei Kurzweil und hatte es besonders auf die Weiber abgesehen, denen er keine Ruhe ließ. Er trieb seine tollen Streiche so arg, daß die ganze Truppe davonzog und dem Zigeuner verbot: ihr mit Weib und Kind nachzufolgen. Darüber erzürnte der arme Zigeuner gar sehr, nahm einen derben Knüttel zur Hand und wollte seinen Ziegensohn gehörig durchprügeln; dieser aber war nicht faul, sprang auf einen Felsen hinauf und meckerte ganz lustig, als sein Vater ihm nicht nachkommen konnte. Der Zigeuner schimpfte und tobte, während sein Ziegensohn oben auf dem Felsen die tollsten Sprünge machte und vor Freude und guter Laune außer sich war.

Da fuhr eine kranke Königstochter am Wege daher und sah den zornigen Zigeuner und den lustigen Ziegenbock oben am Felsen, der gerade einen Purzelbaum schlug, während sein Vater den Felsen zu erklimmen sich bemühte. Dies alles sah die Königstochter mit

*) Gleich nach der Geburt wird auf die Mutter der Rock oder sonst ein Kleidungsstück des Gatten oder dessen, dem die Vaterschaft zukommt, gebreitet.

an und lachte dabei herzlich auf. Da war ihr Vater, der König, und alle Herren und Frauen, die sie begleiteten, gar froh, denn die kranke Königstochter hatte seit vielen Jahren nicht gelacht. Der König war sogleich bereit, dem Zigeuner den lustigen Ziegenbock abzukaufen und fragte ihn: was er für das Tier begehre. Der Zigeuner antwortete: „Wenn der Herr König meinen Ziegenbock haben will, so muß er mich und meine Frau in sein Haus nehmen, denn ohne uns beide bleibt der Ziegenbock nirgends zurück!“ Der König willigte gern ein und ließ den Zigeuner sammt seiner Frau und dem Ziegenbock in sein schönes Haus führen, wo sie in einem gar schönen Zimmer wohnten, köstliche Speisen und Weine genossen und in schönen Kleidern herumgingen. Vater und Mutter fühlten sich gar wohl und ihr Ziegenbock nicht minder, der den ganzen lieben Tag hindurch die Königstochter mit seinen tollen Streichen unterhielt.

Einmal saß der Ziegenbock mit der schönen Königstochter, die jetzt gesund und munter war, — im Garten und sagte zu ihr: „Höre, wie wäre es, wenn wir beide Mann und Frau würden?“— „Ei, Du dummer Kerl,“ antwortete lachend die Königstochter, „Du bist ja ein Ziegenbock und ich ein Mädchen!“ — „Das macht nichts!“ meinte der Ziegenbock, „ich kann auch noch ein schöner Mann werden, wenn Du es nur willst!“ Die schöne Königstochter lachte und sprach: „Also werde ein schöner Mann und dann kannst Du mein Gatte werden!“ — „Gut!“ entgegnete der Ziegenbock, „wenn Du mir helfen willst, so schneide meinen Schwanz*) ab und verzehre ihn, dann bist Du im Stande, mir das Fell vom Leibe zu ziehen; hast Du das Fell in Deinen Händen, so verbrenne es sogleich und gieb es mir nicht zurück, wie sehr ich Dich auch darum bitten werde!“

Die Königstochter hatte den Ziegenbock gern, aber ein schöner Mann wäre ihr doch lieber gewesen; sie nahm daher ein Messer, schnitt den Schwanz ab und verzehrte ihn. Darauf zog sie dem Ziegenbock das Fell ab und rannte damit zum Schmied, wo sie es, trotz der Bitten des Ziegenbockes, in die Esse warf und verbrennen ließ. Als das letzte Haar verbrannt war, war der Ziegenbock verschwunden und vor ihr stand ein schöner Mann. Das war nun

*) Im Originale heißt es: kár (Khallus). S. meine „Sprache der transsilvanischen Zigeuner“ S. 95.

eine Freude! aber eine noch größere war es, als sie ein Paar wurden. Ich spielte auf ihrer Hochzeit meine schönsten Lieder und bekam dafür zwei Dukaten; gebt Ihr mir wenigstens zwei Kreuzer, so will ich Euch ein noch schöneres Märchen erzählen.

52. Der König und die Mäuse.*)

Fern von hier lebte vor vielen, vielen hundert Jahren ein großer König, vor dem sich seine eigenen Leute sehr fürchteten, denn er war jähzornig und grausam und oft, wenn er sich langweilte und Unterhaltung haben wollte, so ließ er vor seinen Augen einige Menschen mitten durch den Leib durchsägen und hatte seine größte Freude daran, wenn die Armen sich vor Schmerzen herumwälzten und endlich unter großen Qualen starben.

Einmal saß der König vor der Thür seines Hauses und dachte eben nach, wie er sich die Zeit vertreiben solle, da kam ein altes Mütterchen den Weg daher und als sie vor den König kam, verlangte sie von ihm ein Almosen. Doch dieser sagte: „Du kommst mir eben recht! Du brauchst also Brod? Nun, ich will Dir gleich dazu Mehl mahlen lassen!“ Und er rief seine bösen Knechte herbei und befahl ihnen, die Alte zu ergreifen und zu zersägen. Die Alte ließ mit sich alles ohne Widerstreben geschehen und als die Knechte mit ihrer schrecklichen Arbeit fertig waren, erhob sich ihr zersägter Körper und verwandelte sich in eine wunderschöne Frau, die sich in die Luft erhob und dem König zurief: „Wehe Dir! Du wirst noch eines elenden Todes sterben!“ darauf verschwand die schöne Frau, welche eine gute Urme war und den bösen König auf die Probe stellen wollte, ob er wohl eine alte Frau auch zersägen ließe, oder vor dem Alter doch noch ein wenig Achtung besäße.

Gar bald sollte der böse König sein Leben enden. Es kam ein furchtbar heißer Sommer ins Land und die Frucht auf den Feldern, die Bäume in den Gärten, das Gras auf der Wiese, alles verdorrte,

*) Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde, 1879 („Der Mäusethurm“).

und als der Winter kam, hatten die Leute nichts zu essen. Da gingen sie hin zu ihrem König und verlangten Speise und Trank; doch dieser drohte jeden zersägen zu lassen, der ihn noch um Brod ansprechen wolle. Während die armen Leute hungerten, lebte der böse König ganz lustig seine Tage, denn er hatte sich von einem andern König viele hundert Wagen voll Korn und Wein bringen lassen und hatte vollauf zu essen und zu trinken. Da kam wieder eine alte Frau zum König und sagte: „Gieb mir ein Stückchen Brod, denn siebenmal ist schon die Sonne untergegangen, ohne daß ich etwas gegessen habe!" Der König erwiderte: „Gut, ich will Dir aber vorerst das Mehl mahlen lassen!" Und er rief seine Knechte herbei und ließ die Alte zersägen. Da verwandelte sich der zersägte Körper der Alten wieder in die gute Urme, die sich in die Luft erhob und unzähligemal auf die Erde herabspie. Aus jedem Tröpflein ihres Speichels aber wurden tausend und aber tausend Mäuse, die auf den König losstürzten. Dieser stieg auf das Dach seines Hauses hinauf, aber auch dahin folgten ihm die Mäuse nach und fraßen so lange an seinem Körper, bis sie sein letztes Härchen verzehrt hatten, worauf sie verschwanden. Und da kam ein fruchtbarer Sommer ins Land und die Leute bekamen eine hundertmal reichere Ernte, als je. Sie wählten sich einen neuen, guten König, unter dem sie fortan glücklich und zufrieden lebten.

53. Der Wundervogel.

In einem Dorfe lebte einmal ein armer, junger Zigeuner, der verfertigte gar schöne Vogelbauer, die er in der Stadt den großen Herren verkaufte. Einmal ging er wieder in die Stadt und wollte seine Käfige verkaufen, aber niemand kaufte sie ihm ab. Da machte er sich traurig auf den Heimweg. Er setzte sich auf dem Wege nieder und dachte sich: wie gut wäre jetzt eine gute Speise, ich bin so hungrig. Da kam ein alter Herr und der junge Zigeuner stand auf und bettelte: „Lieber Herr, gieb mir einen Kreuzer, ich will mir dafür Brot kaufen, denn ich habe kein Essen!" Der Herr sagte:

„Du bist jung und arbeite Du!" Der arme Zigeuner weinte und sprach: „Ich habe Vogelhäuser*) gemacht, aber niemand will sie mir abkaufen." Da sprach der Herr: „Sieh, in einem Vogelhaus sitzt ein Vogel, der wird Dir geben, was Du willst." Der arme Zigeuner sah nun in einem Vogelbauer einen sehr schönen Vogel sitzen; sein Kopf war rot, seine Füße weiß und seine Flügel golden.

Der Zigeuner war außer sich vor Freude und sagte gleich: „Lieber Vogel, gieb mir Speise und Trank!" Da war gleich viel gebratenes Fleisch, weißes Brot, Kuchen, Speck und Wein. Der Zigeuner aß und trank und wollte sich hierfür beim alten Herrn bedanken, doch dieser war schon fortgezogen. Der Zigeuner wollte nun auch nach Hause gehen, auf dem Wege aber wurde er gar müde und da sagte er dem Vogel: „Lieber Vogel, ich bin sehr müd'! Ein Pferd wäre mir eben recht!" Da kam ein schönes Pferd heran, der Zigeuner setzte sich darauf und sagte nach einer Weile: „Lieber Vogel, ich habe keine schönen Kleider!" Da waren im Nu schöne Kleider da und der Zigeuner zog sie an. Da dachte er sich: ich gehe in die Welt! was mache ich zu Hause? ich habe nun alles, was ich brauche! — Und er zog in die Welt. Einmal kam er zu einem großen, schönen Haus, da wohnte ein sehr reicher Herzog. Als der Zigeuner mit seinem Vogel in das Zimmer trat, war gerade Ball und es waren dort sehr viele Herren und Frauen versammelt, die tanzten und aßen und tranken. Der Zigeuner sagte, er sei ein Herzog und wohne weit in einem Lande, wo immer Sommer sei und das Land sei von einer großen Mauer umgeben.**) Er habe gehört vom Herrn Herzog und sei gekommen, ihn zu sehen. Die Herren und Damen freuten sich sehr und der Zigeuner sprach zum Vogel: „Lieber Vogel, ich brauche Speise und Trank." Da war auf einmal auf allen Tischen das beste Essen, der beste Wein. Dann verlangte der Zigeuner vom Vogel Gold und Diamanten und schenkte sie den Herren und Damen. Da war auch ein schönes Mädchen, des Herzogs einzige Tochter und der Zigeuner heiratete sie und nun lebten sie viele, viele Jahre glücklich miteinander. Als

---

*) Im Original: kéróra ciriklengré = Häuser der Vögel.

**) Diese Wendung, die ich mir nicht erklären kann, kommt in den Märchen gar häufig vor. Ob nicht vielleicht die chinesische Mauer in der Erinnerung der Zigeuner fortlebt?

der Zigeuner starb, verschwand auch der Wundervogel, denn er gehörte dem heiligen Nikolaus; dieser hatte ihn einst dem Zigeuner gegeben. Wenn ich auch so ein Vöglein hätt', würde ich Euch gar gute Speisen vorsetzen können, so aber müßt Ihr Euch mit dieser Geschichte zufrieden geben.

54. Die Tiersprache.

In einem Dorfe lebte ein armes Mädchen, das weder Vater noch Mutter hatte und bei einer alten Frau im Dienste stand, deren Gänse es jeden Tag auf die Weide treiben mußte. Als die Maid wieder einmal mit ihren Gänsen auf der Wiese sich befand und ein Stückchen Brod aß, kam eine kranke Maus zu ihr und sagte: „Liebes Mädchen gieb mir ein Stückchen Brod! ich bin krank und kann mir keine Nahrung suchen." Das Mädchen gab der Maus einen Bissen Brod, worauf diese in ihre Höhle schlüpfte. Am nächsten Tage kam die Maus wieder und bekam abermals einen Bissen Brod. Dies wiederholte sich einige Tage hindurch und da sagte einmal die Maus zum Mädchen: „Nun bin ich wieder gesund und kann mir die tägliche Nahrung selbst suchen. Ich bin arm und kann Dir Deine Güte mit nichts belohnen. Doch will ich Dir einen Rat geben: wenn Du willst, so will ich es bewirken, daß Du die Sprache aller Tiere verstehen sollst. Unter meiner Zunge wirst Du drei Haare finden, reiß eins heraus und verschling' es. Die Maus sperrte hierauf ihr Mäulchen auf und die Maid riß ihr ein Härchen aus, welches sie dann verschluckte. Die Maus schlüpfte hierauf in ihre Wohnung und die Maid zog weiter mit ihren Gänsen. Da sah sie zwei wilde Tauben auf einem Baume sitzen und hörte, wie die eine zur anderen sagte: „Wenn dies arme Mädchen wüßte, daß sich die Füchse beredet haben, morgen ihre Gänse von der Weide zu rauben, würde sie gewiß ihre Heerde morgen nicht hertreiben."

Als dies die Maid hörte, kehrte sie heim und wollte am nächsten Tage die Gänse nicht auf die Wiese treiben. Da schlug sie ihre Frau und jagte sie aus dem Hause, sie selbst aber trieb die Gänse auf die Weide. Nun aber kamen unzählige Füchse herbei und raubten

vor ihren Augen die Gänse. Da bereute es die alte Frau, daß sie die Maid fortgejagt und nahm sie nicht nur wieder zu sich zurück, sondern behandelte sie so wie ihre eigene Tochter. Nun trieb die Maid die Gänse, welche ihre Herrin gekauft hatte, wieder auf die Weide. Da hörte sie einmal zwei Raben sich einander erzählen, daß die Wölfe beschlossen hätten, in der kommenden Nacht die Schafe der Dorfbewohner zu stehlen. Sie kehrte heim und erzählte den Leuten das Gehörte. Da paßten sie alle den Wölfen auf und erschlugen dieselben, dem Mädchen aber gab jeder, welcher im Dorfe Schafe hatte, je nachdem eins bis drei Schafe, so daß sie nun dreißig Schafe besaß. Die Schafe vermehrten sich und bald war sie im Besitz einer großen Schafheerde.

Einmal saß die Maid im Garten und hörte, wie zwei Katzen einander erzählten, daß in der vergangenen Nacht Räuber in das Schloß des jungen Grafen eingebrochen seien und alle seine Schätze geraubt hätten, welche sie dann im Walde in der und der Höhle verborgen hielten. Da eilte die Maid zum jungen Grafen und teilte ihm das Gehörte mit. Sie gingen nun von vielen Dienern begleitet in den Wald, wo sie in der Höhle die gestohlenen Schätze fanden und nach Hause brachten. Der junge Graf fand an der Maid Gefallen und heiratete sie. Nun lebten sie beide in Freude und Glück viele Jahre hindurch und wenn sie noch nicht gestorben sind, so leben sie auch jetzt noch; meine Geschicht' ist aber aus, Teufel lad' Euch zum Hochzeitsschmaus!

55. Die weiße Hirschkuh.

Es war ein recht strenger Winter; der Stamm Aschani*) hatte sich am Rande eines großen Waldes die Winterquartiere errichtet und dachte mit Zittern und Zagen an die noch kommenden kälteren Tage und Nächte. An einem Abend saßen die Leute des Stammes beisammen im Winterzelte des Häuptlings und berieten,

*) S. Anmerkung zum 36. Stück.

was sie eigentlich thun sollten, um sich vor der grimmigen Kälte zu schützen. Da sprach Rika, die schöne Tochter des Häuptlings: „Ihr zankt Euch herum und glaubt dadurch dem Übel abzuhelfen! Denkt lieber nach, wie wir die weiße Hirschkuh, die jede Nacht zu unsern Heuvorräten kommt, tödten können!“ Das war nun freilich eine schwere Sache. Die weiße Hirschkuh kam jede Nacht zu den Heuvorräten und fraß davon. Wenn die Männer sich ihr näherten, lief sie schnell wie der Wind in den nahen Wald hinein und verschwand den Blicken der Leute. Die Kugel konnte ihr nichts anhaben, sondern prallte von ihrer Brust ab. Auch die Fallen und Schlingen vermochten nichts gegen sie auszurichten. Selbst die kühnsten und mutigsten Männer des Stammes hatten es aufgegeben diese unverwundbare, weiße Hirschkuh weiter zu verfolgen und ließen es zu, daß sie ihre knappen Heuvorräte verzehrte.

Die Männer schwiegen zu der Rede Rika's und gingen gar bald in ihre Quartiere zurück. Am nächsten Tage erzählten sie einander das wichtige Ereigniß. Es war also geschehen. Rika hatte die weiße Hirschkuh erlegt. In der vergangenen Nacht hatte des Häuptlings Tochter das unverwundbare Tier mit einem Beile erschlagen. Die Leute hatten sich schon hundertmal die Geschichte von der Erlegung der weißen Hirschkuh erzählt und begaben sich nun am Abend in das Winterzelt ihres Häuptlings, den sie den ganzen Tag über nicht gesehen hatten, um noch einmal die Sache zu besprechen. Da stand nun Rika, die Blume des Stammes, abseits von den Männern und verbarg ihr trauriges Gesicht mit den Händen. Sie grüßte traurig die Leute und als ein Mann zu ihr von der weißen Hirschkuh zu reden begann, rief sie aus: „Ich habe sie nicht getödtet! ich habe gelogen! ich habe nichts gethan!“ — „Was sagst Du, Rika?“ riefen alle erstaunt. — „Ich habe die weiße Hirschkuh nicht getödtet!“ erwiderte Rika. Da lachten die Leute und einer sprach: „Wir haben sie ja selber im Walde auf der Erde erschlagen liegen gesehen und sahen auch wie Du sie erschlagen hast. Doch fürchteten wir uns und wollten Dir nicht zu Hilfe eilen. Erzähle uns, wie Du sie erlegt hast und was mit Dir nachher geschehen ist.“ — „Nun, so will ich Euch erzählen, wie das alles geschehen,“ sagte des Häuptlings Tochter. „Ich ging in der Nacht hinaus vor die Zelte und sah die weiße Hirschkuh von unseren Heuvorräten fressen. Ich holte rasch ein Beil, legte mich hinter einen Heuschober und als sich die weiße Hirschkuh mir näherte, warf ich mein Beil

ihr an die Stirn, aber es prallte ab und fiel auf die Erde. Die weiße Hirschkuh rannte auf mich los und warf mich zu Boden, daß alle meine Knochen krachten und ich starb. Ich kann mich nur noch an das erinnern, daß sich die Hirschkuh über mich neigte, mich küßte und ihre Seele mir einhauchte. Hu! ich bin eine Hirschkuh! Hu! nun laufe ich!" Da rannte sie hinaus ins Freie und verschwand im Walde. Die Leute waren erstaunt und trösteten ihren Häuptling, der weinend in einer Ecke lag. Alle waren gar traurig, aber so recht von Herzen betrübt war nur Dimo, Rika's Geliebter. Traurig schlich er sich heim in sein Zelt zu seiner blinden alten Mutter und erzählte ihr den Vorfall. Da sagte die Alte: „Das ist eine böse Geschichte. Rika wird nun jede Nacht als Hirschkuh herumirren und nur Heu fressen. Du mußt trachten, sie in der Nacht des Caraya-Sternes*) zu tödten. Dann werde ich schon sehen, was sich machen läßt."

Und so geschah's. Rika war den ganzen Tag über sehr traurig, abends aber lief sie hinaus ins Freie und kam erst in der Frühe todtmüde nach Hause. Da kam endlich die erste Lerche nach Hause von ihrer Wanderung in den ewig sommerlichen Gegenden und mit ihr kam auch die Nacht des Caraya-Sterns und Dimo, Rika's Geliebter ging mit dem Beile in der Hand hinaus in die Nacht zu den Heuschobern und wartete, daß Rika erscheinen sollte. Da sah er auf einmal zwei Sandalen vor sich stehen und erkannte sie als dieselben, die Rika zu tragen pflegte. Da sah er auch ein rotes Kopftuch hoch über den Sandalen schweben. Der Mond schien hell und Dimo bemerkte wie sich das Tuch und die Sandalen bewegten und das Heu hörte er leise rasseln, als wehte der Wind durch dasselbe. Da ergriff er sein Beil und schlug nach dem roten Tuche. Ein Schrei und Rika, des Häuptlings Tochter lag vor ihrem Geliebten todt auf der Erde. Dimo hob die Leiche auf seine Schultern und trug sie zu seiner blinden Mutter.

Dimo setzte sich nieder und legte das todte Mädchen in seinen

---

*) Welcher Stern unter dem Caraya-Stern gemeint ist, konnte ich nicht erfahren. Daß sein Erscheinen in den Frühlingsanfang fällt, ist aus dem Folgenden ersichtlich. Den Caraya-Stern nennen die Zigeuner auch den „Stern des Vaters."

Schoß, die Alte aber nahm ihr Wieselfell*) hervor, schlitzte den Bauch der Todten auf und legte das Fell und eine rote Farbe, die nur sie zu brauen verstand, in die Öffnung hinein. Da lebte das Mädchen auf und Dimo freute sich sehr, daß seine Geliebte wieder lebe. Aber, als sie sich von seinem Schoße erheben wollte, konnte sie es nicht thun, denn sie war an Dimo's Leib gewachsen.**) Da sagte Dimo's Mutter: „O weh! das ist die Strafe Gottes, weil Ihr Euch zu sehr geliebt habt!" Dimo und Rika aber flohen noch dieselbe Nacht von den Zelten ihrer Leute weg in den Wald und wurden nie mehr gesehen.

56. Von der Fliege, die in die Schule ging.

Es war einmal eine Fliege, die verirrte sich in die Wohnung des Schulmeisters und hörte den Kindern gar lange zu, wie sie das Lied lernten, das also beginnt:

„Sum, sum, sum,
Die Esel sind recht dumm!"

Sie lernte es auch recht bald und dachte bei sich: „Nun habe ich viel gelernt und kann mehr als alle meine Verwandten. Jetzt will ich in die Welt ziehen und die Tiere unterrichten." Die Fliege flog hinaus auf die Wiese, wo eben ein alter Esel weidete. Flugs dachte sie sich: Das kommt mir wie gewünscht! Sie setzte sich auf den Rücken des Esels und begann zu singen:

„Sum, sum, sum,
Die Esel sind recht dumm!"

„Was singst Du da?" fragte der Esel.

„Sum, sum, sum,
Die Esel sind recht dumm!"

---

*) Dem Wieselfell schreiben die Zigeuner geheimnißvolle Kräfte zu, besonders den Fellen derjenigen Wiesel, die in der St. Johannis- und St. Michael-Nacht erlegt werden.

**) Der indische Gott Schiva hat die Hälfte seines Körpers seiner Frau Parwati eingeräumt, damit er sich von ihr nie zu trennen brauche.

antwortete die Fliege. „Das klingt gar hübsch!“ sagte der Esel, „ich werde es mir merken und weil Du mich dies schöne Lied gelehrt hast, so will ich Dich auch im Fliegen unterrichten, damit Du schneller fliegen kannst, als jetzt. Setze Dich auf die Spitze meines Schweifes!“ Die Fliege ließ sich bereitwillig auf die Spitze des Schweifes und flugs schleuderte sie der Esel so hoch in die Luft, daß sie sich beinahe den Hals brach und auf der Erde angelangt kaum weiterfliegen konnte. „Undankbarer Kerl!“ brummte die Fliege und flog weiter. Sie gelangte an einen Bach und ließ sich am Ufer auf einen Grashalm nieder. Bald erblickte sie einen Fisch heranschwimmen und begann zu singen:

„Sum, sum, sum,
Die Fische sind recht stumm!“

Da spritzte der Fisch so viel Wasser auf die Fliege, daß sie beinahe ersoff und mit schwerer Mühe weiterfliegen konnte. Gegen Abend begegnete sie einer Ente und begann zu singen:

„Sum, sum, sum,
Die Enten gehen krumm!“

Da sagte die Ente: „Das klingt recht hübsch! nur verstehe ich es nicht recht, denn ich bin ein wenig taub! Komm näher! Setz Dich hier vor mir nieder und singe mir das Lied vor, damit ich es auch lerne!“ Die Fliege flog nun heran, ließ sich vor der Ente nieder und begann zu singen:

„Sum, sum, sum,
Die Enten gehen krumm!“

Da auf einmal klapps! Die Ente hatte die gelehrte Fliege verschlungen. —

57. Krebs, Blutegel und Frosch.

Krebs und Blutegel lebten lange Zeit in einem Bache friedlich beisammen. Sie gingen zusammen auf Beute aus und teilten miteinander Freud und Leid. Einmal wurden sie vom Frosch eingeladen, bei ihm einen vergnügten Tag zuzubringen. Sie erschienen auch pünktlich in der Behausung des Frosches, der ihnen mit

allerlei Fliegen-, Mücken- und Schneckenbraten aufwartete. Als sie schon hinlänglich gesättigt waren, begannen sie Wein zu trinken und erzählten einander ihre Abenteuer und Heldenthaten. Als sie lange Zeit hin- und hergeschwatzt hatten, stand endlich der Krebs auf und rief: „Ihr wollt meiner Rede keinen Glauben schenken und doch ist es so: ich bin der Schönste und Klügste unter Euch. Vor meiner Scheere fürchten sich Menschen und Tiere. Ich habe es zwar noch mit keinem Menschen aufgenommen, doch könnte ich eine Wette eingehen, daß er vor mir die Flucht ergreift.“ — „Gut!“ sagte der Blutegel, „es gilt! wer von uns Dreien den Menschen in die Flucht treibt, dem soll das Haus dessen gehören der vom Menschen besiegt wird!“ Der Krebs, Blutegel und Frosch schwammen nun hinaus in den Bach und legten sich auf die Lauer. Bald stieg ein Knabe in das Wasser, um zu baden. Der Krebs schwamm muthig heran und zwickte den Knaben in den Fuß. Der Knabe fing den Krebs, legte ihn in einen Korb und sagte: „Den will ich kochen und essen!“ Da schwamm der Blutegel heran und sog sich am Schenkel des Knaben fest. Der Knabe ergriff ihn, warf ihn in den Korb zum Krebs und sagte: „Den will ich dem Apotheker verkaufen!“ Da sprang der Frosch auf den Fuß des Knaben und dieser ergriff vor dem ekelhaften Tiere die Flucht. Der Krebs wanderte gar bald in den Topf, wurde gesotten und gegessen. Der Blutegel wurde dem Apotheker verkauft und mußte von nun an den Kranken das Blut aussaugen, der Frosch aber lebte im Bache lustig weiter und nahm Besitz von den Grundstücken seiner verunglückten Kameraden.

58. Der alte Mann und der Wolf.

In einer kleinen Hütte, weit oben im Gebirge, wohnte ein alter Mann mit vier kleinen Kindern, die seine Enkel waren. Er hatte sie gar lieb und war um sie sehr besorgt. Wenn er in das Dorf ging, um Lebensmittel einzukaufen, sagte er zu den Enkelkindern: „Liebe Kinderchen! Wenn jemand an die Thür kommen sollte, so

macht ihm nicht auf, was er immer auch zu geben verspricht, denn es kann einmal der Wolf herkommen und wenn ihr ihm aufmacht, frißt er Euch auf!" — Einmal ging er wieder in das Dorf und da kam der Wolf an die Thür und rief: „Liebe Kinder! macht mir auf!" Doch die Kinder schwiegen, denn sie dachten an die Worte des Großvaters, der ihnen verboten hatte, die Thür zu öffnen. Da sagte der Wolf: „Macht mir auf! Euer Großvater hat mich geschickt!" Da fragte das älteste Kind: „Warum hat Dich denn der Großvater geschickt?" Der Wolf antwortete: „Er hat Euch süßen Kuchen geschickt!" Da konnten die Kinder nicht länger widerstehen, öffneten die Thür und herein sprang der Wolf, der alle vier Kinder verschlang. Er blickte im Zimmer herum, ob er nicht noch etwas Eßbares fände und da bemerkte er eine große Flasche voll Branntwein. Er setzte die Flasche an und leerte ihren Inhalt. Da wurde er so betrunken, daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte und in der Hütte sich niederstrecken mußte. Gegen Abend kam der Großvater nach Hause und sah den schnarchenden Wolf mitten im Zimmer am Boden liegen. Da wußte er gleich, was mit seinen Enkelkindern geschehen. Er nahm ein scharfes Messer in die Hand und schlitzte dem Wolf den Bauch auf und es sprangen die Kinder heraus, welche der Großvater versteckte. Dann nahm er ungelöschten Kalk, legte denselben in den Bauch des Wolfes und nähte die Oeffnung zu. Als nun der Wolf erwachte, wurde er durstig und rannte zum Bach, wo er viel Wasser trank. Da begann der Kalk in seinem Bauche zu kochen und zu brennen, und der Wolf zersprang, worauf er elend zu Grunde ging.

59. Fuchs und Wolf gehen auf Fischfang aus.

Fuchs und Wolf schlossen einmal Freundschaft und gingen miteinander auf Fischfang aus. Sie kamen einmal im Winter an einen Fluß und legten sich in einen Versteck nieder. Der Wolf war müde und schlief gar bald ein; doch der Fuchs bemerkte einen Fischer, der in das Eis des Flusses ein Loch schlug und Fische fing. Er schlich

sich heran und stahl dem Fischer einige Fische, die er dann im Verstecke verzehrte. Er hatte eben seine Mahlzeit beendigt, als der Wolf erwachte und die Fischgräten auf der Erde liegen sah. „So, Du hast Fische gegessen," sagte der Wolf, und mir hast Du keine gelassen." — „Nein!" erwiderte der Fuchs, „ich will Dich aber an einen Ort führen, wo Du nach Belieben Fische fangen kannst." Darauf führte er den Wolf zum Loche und sagte zu ihm: „Stecke Deinen Schweif ins Wasser hinein und warte, bis die Fische anbeißen, dann schleudere sie heraus." Der Fuchs ging hierauf lachend fort, der Wolf aber steckte seinen Schweif ins Wasser und wartete, daß die Fische anpacken sollten und wartete, wartete so lange, bis das Loch wieder zufror und er sich nicht von der Stelle rühren konnte, denn sein Schweif gefror auch ins Wasser hinein. Da kam der Fischer herbei und gerbte das Fell des Wolfes, der sich nur dadurch vom Tode retten konnte, daß er sich vom eigenen Schweife losriß und denselben im Eise zurücklassend, das Weite suchte.

60. Der Wolf und der Fuchs.*)

Ein Wolf und ein Fuchs schlossen einst Freundschaft und gingen Beide zusammen auf Beute aus. Da der Fuchs klüger und schlauer war, als der Wolf, so erjagte er auch immer eine größere Beute, als der Wolf, der sich gerne mit Heldenthaten brüstete, die er nie vollbracht hatte. Durch Reineke's Schlauheit**) und Verstand gelangten die beiden Verbündeten immer zu ergiebiger Beute und fetteren Bissen, was Isegrimm sehr ärgerte. Einmal gingen sie wieder auf Beute aus und gerieten hart aneinander. Der Wolf behauptete, der Klügere zu sein, während der Fuchs ihn einen dummen Kerl schalt. Endlich schrie der Wolf ganz außer sich vor

*) Vgl. Dr. J. S. Krauß' treffliche Sammlung: Sagen und Märchen der Südslavern. (Leipzig, Friedrich. I. S. 44. „Fuchs und Igel.")

**) Die deutschen Benennungen gebrauche ich absichtlich, obwohl dieselben in den Originalen nicht vorkommen.

Wut: „Sag' mir denn, wie vielfältig ist Dein Verstand?“ — „Wie vielfältig mein Verstand sei?“ erwiderte der Fuchs, „hm! einfältig ist er!“ — „Na, siehst Du's, Du bist ein dummer Kerl, nicht ich, ich, der ich einen hundertfältigen Verstand habe.“ Sie näherten sich inzwischen einer Wolfsgrube, welche nur der Fuchs bemerkte, der nun um den Nacken des Wolfes seinen Vorderfuß schlang und scheinbar Abbitte leistete wegen der Beleidigung, die er ihm angethan. Da auf einmal purzelten sie beide in die Wolfsgrube hinein. Und Isegrimm sagte zu Reineke: „Vetter, was sollen wir nun anfangen? Wie kommen wir aus der Grube heraus?“ — „Ja,“ versetzte der Fuchs, „das wirst Du mit Deinem hundertfältigen Verstand besser wissen, als ich mit meinem einfältigen.“ — „Fängst Du wieder an, mich zu foppen!“ sagte Herr Isegrim, „hier können wir uns nur gemeinsam helfen. Oft ist auch der Klügste auf die Hilfe des Dummen angewiesen!“ — „Nun gut, Vetter,“ versetzte der Fuchs, „ich weiß nur diesen Rath! Du bist der Stärkere, packe mich denn beim Genick und schleudere mich aus der Grube heraus; dann stecke Du Deinen Schweif aus der Grube hinaus und ich ziehe Dich heraus.“ — Der Wolf packte nun den Fuchs am Genick und schleuderte ihn aus der Grube heraus, darauf reckte er seinen Schweif in die Höhe und rief: „Nun, lieber Vetter, zieh' mich heraus!“ Der Fuchs erwischte nun den Schweif des Wolfes, zerrte ihn so lange herum, bis ihm die Hälfte desselben in den Pfoten blieb. Da jammerte der Wolf und sprach: „Was soll ich nun thun? Jetzt reicht mein Schweif nicht bis an den Rand der Grube hinauf. Wie soll ich heraus?“ — „Das wirst Du besser wissen, als ich!“ meinte der Fuchs. „Ich habe mir mit meinem einfältigen Verstand helfen können, nun hilf Dir mit Deinem hundertfältigen Verstand!“ Darauf trabte der Fuchs lustig weiter und ließ den Wolf in der Grube sitzen. Am nächsten Tage kam der Jäger und erschoß den Wolf.

61. Wie Meister Reineke sich eine Frau verschaffte. *)

Meister Reineke war bei seinem Stamme sehr schlecht angeschrieben. Seine Stammesgenossen erzählten sich Wunderdinge, die er in Wald und Feld, in Haus und Hof vollbracht haben sollte. Am Tanzplatz war er stets der Erste, der ankam und der Letzte, der fortging, besonders in der Neujahrsnacht, dem Hauptfest der Füchse, war Meister Reinecke der Hauptheld und trieb seine tollen Späße mit Jung und Alt, mit Groß und Klein, mit Mann und Weib, mit Junggesell' und Jungfrau, ihm war es ganz gleichgiltig, mit wem er seine tollen Dinge trieb. Allen Jungfrauen seines Stammes schwor er ewige Liebe und Treue, und schließlich ließ er sie alle im Stich und hofierte nun den Frauen auf Leben und Tod, so daß endlich die Männer beschlossen, die Gegend zu verlassen und einen ruhigeren Ort aufzusuchen, um auf diese Weise von Reinekens Streichen verschont zu bleiben. Sie wanderten auch in mondheller Nacht aus der Gegend und Reineke merkte gar bald, daß er zwar nun alleiniger Herr dieses Gebiets sei, aber von Seinesgleichen verlassen, einsam und allein leben müsse.

Doch gar bald tröstete er sich in seiner Einsamkeit mit dem Gedanken, daß er seinen Vetter Isegrimm, den Wolf und dessen junge Frau, die oben im Gebirge in einer elendenden Höhle wohnten, zu sich auf Besuch einladen werde und daß Frau Isegrimms glänzende Augen, ihr zierliches Mündchen, ihr schlanker Leib ihn reichlich für die Liebe aller seiner Stammesgenossinnen entschädigen werde. Er wußte es zwar recht gut, daß Freund Isegrimm sehr an Eifersucht litt und sein junges Frauchen Tag und Nacht bewachte, doch Zeit bringt Rat — dachte sich Reineke und trabte lustig pfeifend hinauf ins Gebirge, wo Herr Isegrimm mit seiner Frau allein herrschte. Als er die Wolfshöhle erreichte, klopfte er an die Thüre. Eine Frauenstimme frug: „Wer ist da?“ — „Ich, Frau Isegrimm, ich, Euer Vetter Reineke,“ sprach der Fuchs. „Ach, lieber Herr Vetter,“

*) Nr. 61 und 62 enthalten Züge, die in keiner bislang bekannten Fuchssage enthalten sind.

sagte darauf die Wölfin, „ich möchte Euch ja gerne hereinlassen, aber mein Gemahl hat mir strenge aufgetragen, niemanden ohne sein Wissen zu empfangen!“ Der Fuchs antwortete: „Liebe Frau Isegrimm! öffnet nur getrost die Thüre. Euer Herr und Gemahl, mein liebwerter Vetter wird uns nicht im Geringsten zürnen, selbst wenn wir einige Stunden hindurch mit einander schäkern, uns küssen und kosen! denn eine gar frohe Botschaft bringe ich Euch beiden!“ Frau Isegrimm lachte hinter der Thüre und dachte sich: Ei was! ich öffne ihm die Thüre! mein Mann schätzt Reineken gar hoch und wird mir ja seinetwegen den Pelz nicht ausklopfen und dann will ich mich auch hüten, mit dem Vetter zu schäkern! —

Die Wölfin öffnete die Thüre und Meister Reineke sprang lustig in die Stube. Gar bald saß unser Pärchen hinter dem Ofen auf der Bank und herzte und küßte sich. Da schlich Herr Isegrimm unbemerkt in die Höhle, sah die geöffnete Thüre, sah seine Frau einen Fremden herzen und küssen und wütend ergriff er einen Knüttel und stürzte sich auf das kosende Pärchen. Erschreckt liefen sie auseinander, doch Reineke hatte gar bald seine verlorene Fassung wiedergewonnen, stellte sich vor den tobenden Wolf und sprach mit trauriger Miene: „Liebster Vetter, seid Ihr von Sinnen? Was tobt Ihr und lästert Euer krankes Weibchen? Ich kam her, um Euch wichtige Dinge mitzuteilen und fand die Thüre gesperrt. Ich wollte schon weiter gehen und meinem Onkel, dem Bären, die erfreuliche Kunde mitzuteilen, — da hörte ich Euer Weibchen lamentiren; rasch kehrte ich um und nach langem Bitten, ließ sie mich herein. Euer Weibchen, Vetter Isegrimm, hat furchtbare Zahnschmerzen, ein Zahn muß ihr gerissen und ein neuer eingesetzt werden, denn sonst stirbt sie noch vor Sonnenuntergang. Ich wollte eben sehen, ob nicht einer meiner Zähne paßt in die Stelle des Zahnes, den ich ihr ausreißen muß; aber meine Zähne sind leider viel zu klein und passen nicht in ihr Gebiß.“ Gerührt sprach darauf Isegrimm: „Verzeiht, guter Vetter! Ich wußte ja nicht, was ihr im Winkel mit einander verhandelt, auch habe ich Euch kaum erkannt!“ Er wollte noch weiter reden, doch Meister Reineke unterbrach ihn und sprach: „Laßt nur, Vetter! denken wir jetzt daran, wie wir Eurem Weibchen helfen sollen, denn es wird bald Abend und Eure Gattin stirbt, wenn wir ihr nicht rasch helfen!“

Darauf begann Herr Isegrimm, der seine Frau sehr liebte, laut zu heulen und zu jammern, bekreuzte sich als guter Katholik dreimal

rasch nach einander und sprach: „Guter Vetter, helft! ich will Euch mein Lebelang dienen! den besten Bissen von meiner Beute sollt Ihr haben! Ihr sollt von nun an nur essen, trinken, rauchen und in der Sonne liegen! helft nur meiner Frau!" Also jammerte der Wolf, während seine Gattin heimlich in der Ecke lachte. „Ich kann Eurer Frau nur so helfen," sagte der Fuchs nach einer Weile, „wenn ich ihr den kranken Zahn ausreiße und Euren ihr einsetze." Da klagte der Wolf: „Aber dann müßt Ihr ja auch mir einen Zahn ausreißen und was soll ich dann anfangen, wenn mir ein Zahn fehlt? Wie soll ich mir das Essen erjagen?" Darauf antwortete der Fuchs: „Ja, lieber Herr Vetter, da bleibt nichts anderes übrig, entweder — oder! Es wird bald Abend! Überlegt die Sache. Ich werde Euch beide zu mir in meine Hütte nehmen und an Speise und Trank, soll es Euch nicht mangeln, denn alle meine Verwandten sind in ein anderes Land ausgewandert und nun bin ich alleiniger Herr in meinem Revier. Und dann können wir Euch ja später schon irgendwie einen Wolfszahn einsetzen!" Herr Isegrimm willigte endlich mit schwerer Mühe ein und ließ sich den besten und stärksten Fangzahn ausreißen, mit welchem der Fuchs zur Wölfin rannte und so that als wenn er auch ihr einen Zahn reißen und den ihres Gatten einsetzen würde, während der arme Herr Isegrimm sich vor Schmerzen am Boden wälzte, denn Meister Reineke hatte ihm zwar nur einen Zahn gerissen, aber nebenbei das ganze Gebiß zerschmettert. Endlich klatschte der Fuchs in seine Pfoten und rief: „Nun seid Ihr, Frau Isegrimm, vom Tode gerettet!"

Inzwischen wurde es Abend und sie legten sich nieder. Herr Isegrimm jammerte die ganze Nacht hindurch, während Meister Reineke, der sich anfangs auf die Bank neben den Ofen gelagert hatte, gar bald zu Frau Isegrimm schlich und sie herzte und küßte, bis es tagte. In der Frühe schlichen sie beide aus der Hütte ins Freie hinaus, verriegelten von außen die Thür und überließen den kranken Isegrimm seinem Schicksal, der gar bald den Hungertod starb, während der Fuchs und die treulose Wölfin lustig in den Tag hinein lebten, bis ihr Balg in die Hände des Kürschners gelangte.

62. Der Fuchs als Wettermacher.

Es war gar heiße Sommerzeit. Die Frucht auf den Feldern, die Bäume im Garten, das Gras auf der Wiese ließen traurig die Köpfe hängen und warteten auf Regen. Doch der Regen wollte nicht kommen und die Leute im Dorfe fürchteten, daß sie eine schlechte Ernte haben würden und schickten den Popen hinaus aufs Feld, damit er dort um Regen bete. Der Pope ging auch hinaus aufs Feld, setzte sich an einem schattigen Orte nieder und betete zu Gott um Regen. Nicht weit vom Popen lag Meister Reineke versteckt und lauerte auf Beute. Er hörte den Popen um Regen beten und dachte: wart' Kerl, ich will Dir schon Regen machen, daß Dir Hören und Sehen vergehen wird. Er sprang aus seinem Versteck hervor und sprach also zum Popen: „Schön guten Tag, hochwürdiger Herr! Ich habe soeben Euer Gebet um Regen erhört und da ich die Kunst besitze, Regen nach Belieben zu machen, so will ich Euch frommer Mann gern helfen, doch müßt Ihr mir versprechen, niemanden ein Wörtchen nur hiervon zu verraten. Ich werde Euch heute Abend besuchen und wenn Ihr mich mit einem saftigen Gansbraten bewirtet, so werde ich heute Nacht Regen machen. Der Pfarrer willigte gerne in das Anerbieten ein und eilte freudig ins Dorf und rief den Leuten zu: „Heut' Nacht wird es regnen! ich werde Regen machen!"

Am Abend kam auch der Fuchs in die Wohnung des Popen, der ihn mit Gansbraten und Bier bewirtete. Als sie gegessen und getrunken hatten, sagte der Pope: „Nun lieber Meister, macht, daß es bald regnet, denn meine Leute warten auf Regen." — „Gleich, hochwürdiger Herr!" entgegnete der Fuchs, „ich gehe jetzt hinaus und wenn ich Euch rufe, so kommt heraus ins Freie!" Meister Reineke ging nun in den Hof und fand neben der Thüre eine Leiter aufgestellt. Das war ihm recht. Er kroch auf die Leiter hinauf, ließ sein Wasser auf seinen buschigen Wedel fließen und rief dann in die Stube hinein: „Kommt, hochwürdiger Herr, und seht Euch 'mal den Regen an!" Der Pope trat vor die Thüre und da schlug ihm der Fuchs mit dem nassen Wedel so stark unter die Augen, daß ihm

Hören und Sehen verging. Er lief kopfüber in die Stube zurück, der Fuchs folgte ihm nach und sprach: „Hu! Das ist ein Hundewetter, mein Pelz ist ganz durchnäßt. Schaut her!“ Und er hielt ihm den nassen Wedel unter die Nase. Der Pope sagte: „Ja, ja! es ist ein ganz gutes Wetter!“ und trocknete sich das nasse Gesicht ab. Sie zündeten sich nun eine Pfeife an und rauchten und tranken weiter. Nach einer Weile sagte der Pope: „Versteh' nicht, daß die Leute vor Freude noch schlafen können! Aber, ja richtig! es donnert ja nicht! deshalb schlafen sie so ruhig weiter.“ — „Ei nun!“ entgegnete Meister Reineke, und legte die Pfeife bei Seite, „ich habe den Donner vergessen! Gleich werde ich auch den Donner hervorrufen. Kommt dann heraus, wenn ich Euch rufe.“ Der Fuchs ging wieder vor die Thüre, stieg auf die Leiter und rief den Popen herbei. Als dieser vor die Thüre trat, ließ der Fuchs einen so lauten F..z, daß der Pfarrer in die Stube zurücktaumelte. Der Meister folgte ihm nach und sprach: „Habt Ihr den Donner gehört?“ — „Ja“ entgegnete der Pope, „das war ein lauter Donner und erst den Gestank, den er zurückließ!“ Sie setzten sich nieder und tranken und rauchten gemütlich weiter.

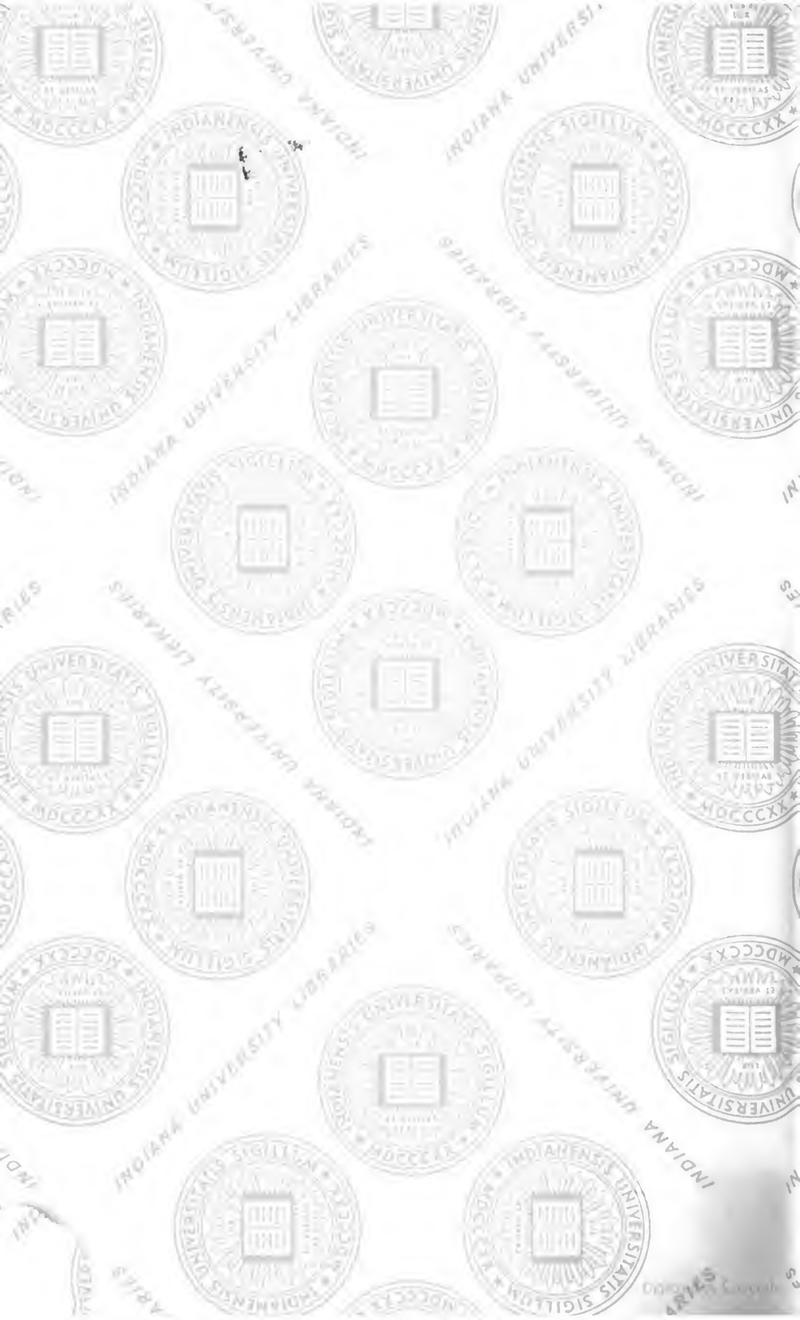
Nach einer Weile sagte der Pope: „Die Leute im Dorfe sind noch immer nicht aufgewacht. Aber es hat ja auch gar nicht geblitzt!“ — „Ei“ entgegnete der Fuchs, ich werde schon alt und vergeßlich, gleich will ich auch den Blitz herbeischaffen. Kommt dann heraus, wenn ich Euch rufe.“ Der Fuchs ging hierauf abermals vor die Thüre, stieg auf die Leiter und rief den Popen herbei. Als dieser vor die Thüre trat, schlug ihm der Fuchs mit der Pfote so gewaltig ins Gesicht, daß seine Augen Funken und Flammen sahen. Er stolperte ins Zimmer hinein und konnte gar nichts mehr sehen. Der Fuchs folgte ihm jammernd nach und sprach: „Der Blitz hat uns beide gestreift. Nun legt Euch ins Bett und betet hundert Vaterunser, aus dem Bett aber dürft Ihr Euch nicht rühren, bis daß ich wiederkomme. Ich gehe jetzt weg um Euch eine Salbe zu kochen.“ Der Pope legte sich ins Bett und betete ganz fleißig, während der Fuchs in die Kammer ging und was er nur Eßbares vorfand zusammenraffte und damit nach Hause ging, der Pope aber wartet vielleicht bis heute noch auf die Salbe.

63. Das kurze Märchen.

Es war einmal ein Mann und dieser Mann spannte seine Ochsen an seinen Pflug und als er seine Ochsen an seinen Pflug gespannt hatte, trieb er sie auf sein Feld und ackerte sein Feld. Da fand er auf seinem Feld eine Kiste, die hatte einen eisernen Deckel. Er hob den eisernen Deckel der Kiste, die er auf seinem Felde gefunden hatte, auf und da sprang aus der Kiste ein Hase auf sein Feld und dieser Hase hatte einen gar kurzen Schwanz und weil dieser Hase einen so kurzen Schwanz hatte, so ist auch dieses Märchen so kurz; wäre er länger gewesen, so wäre auch dies Märchen länger; nun aber:

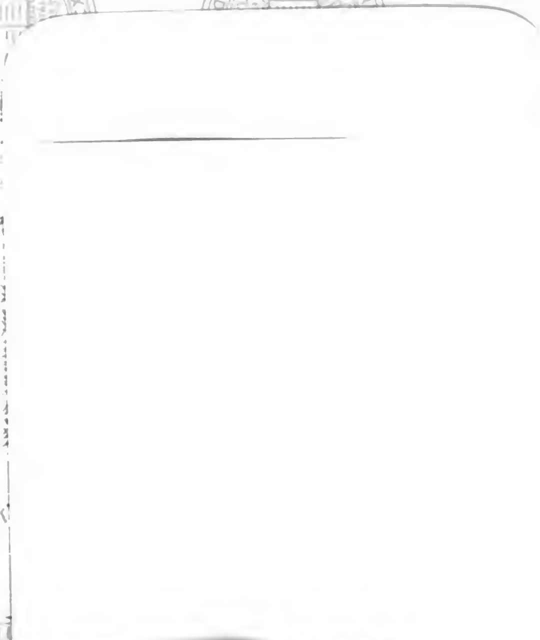
Hier ist des Märchens Ende,
Gott Alles zum Guten wende!

Kroll's Buchdruckerei, Berlin S., Sebastianstraße 76.


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES


[redacted]





ORE



